Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/gedankenbergo00hehn

Viktor Hehn †

G599
.Ye

# Gedanken über Goethe

von

Viktor Hehn.

Dritte, vermehrte Auflage.

48706
28/8/00

Berlin, 1895.
Gebrüder Borntraeger
(Ed. Eggers).

Alle Rechte, auch das der Uebersetzung vorbehalten.

# Inhalt.*)


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Südwest und Nordost | 1 |
| 2. | Goethe und das Publikum. Eine Literaturgeschichte im Kleinen | 50 |
| 3. | Naturformen des Menschenlebens | 190 |
| 4. | Stände | 231 |
| 5. | Naturphantasie | 280 |
| 6. | Gleichnisse | 312 |
| 7. | Einiges über Goethe's Vers | 333 |
| 8. | Goethe und die Sprache der Bibel | 390 |
| 9. | Register | 406 |


*) Die vorliegende dritte Auflage wurde vermehrt durch Hinzunahme der Kapitel 7 und 8.

## II.

# Goethe und das Publikum.

Eine Literaturgeschichte im Kleinen.

---

Als im Jahre 1773 von einem unbekannten Verfasser das Schauspiel „Götz von Berlichingen mit der eisernen Hand" erschienen war, entstand ein nicht geringes Aufsehen; Neudrucke und Nachdrucke folgten sich bald und die Leipziger „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste" wußte in einer Anmerkung ihren Lesern zu verrathen, der Dichter sei aus Frankfurt und heiße Gede (wie auch jetzt noch der Sachse den Dichter nennt), während der Berliner Theaterzettel vom April 1774 etwas richtiger Herr D. Göde sagte. In demselben Jahr 1774 aber hieß es schon auf dem Titel eines gedruckten Dramas: Clavigo, ein Trauerspiel von Goethe, und seitdem war der Name im Munde aller sogenannten schönen Geister (Uebersetzung des französischen: bel-esprit, beaux-esprits). Die satyrischen Neckereien, die sich das junge Genie in seinem Uebermuth gegen verschiedene Gegner, sogar gegen den großen Wieland, erlaubte, spannten die Aufmerksamkeit noch höher — denn was zieht das Publikum lebhafter an, als wenn es Streit auf der Gasse giebt? Zahme Xenien, II:

Gern hören wir allerlei gute Lehr,
Doch schmähen und schimpfen noch viel mehr.

Doch ehe noch der Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes oder Götter Helden und Wieland oder das neueröffnete

moralisch-politische Puppenspiel wirken konnte, war durch die Leiden des jungen Werthers eine noch größere Aufregung entstanden, die während des Jahres 1775 nicht nachließ und im folgenden Jahre durch die Stella, das Schauspiel für Liebende, das in dem gleichen schwärmerischen Tone geschrieben war, noch vermehrt wurde.

Indeß, Clavigo und Stella waren doch nur in Nebenstunden, wie Merck an Nicolai 1776 schrieb, hingeworfen, Dinge, die auch die Andern machen konnten, wie derselbe Merck dem Dichter nicht mit Unrecht vorwarf. Die eigentlichen Signale, daß eine neue Zeit gekommen, waren Götz und Werther; sie waren wie zwei unerwartete Naturereignisse eingebrochen oder wie zwei in der unabsehbaren Sandfläche des gesunden Menschenverstandes plötzlich aufgestiegene Vulkane; sie erschütterten den ganzen Besitzstand hergebrachter Meinungen und wurden demgemäß mit Staunen und Schreck, ja von Einigen mit Abscheu empfangen. Im Allgemeinen läßt sich sagen, daß der junge Dichter eher in Süddeutschland, welches noch unschuldig war, begeisterten Wiederhall weckte, als im Gebiet des nieder- und obersächsischen Stammes und Idiomes: in dem letzteren hatte die gebildete Schulpoesie zu lange geherrscht und ihre Wurzeln zu tief in den Boden getrieben, als daß diese dem neuen Aufbruch alsbald hätte weichen sollen; Klopstock bildete die Säule, die ringsum Alles hielt, sowohl sprachlich und formal, als nach Stoff und Gehalt der Dichtung. Liest man geduldig durch, was in den damaligen Zeitschriften über Götz und Werther an Kritik zu Tage kam, so wie was uns in den Briefwechseln an Aeußerungen und Urtheilen aufbehalten ist, so trifft man bei aller Unruhe, die diese Werke erregten, doch auf keine Spur einer poetischen, idealen Auffassung: für künstlerische Schönheit an sich hatte die deutsche Leserwelt schlechterdings keinen Maßstab, kein Organ. Zunächst fiel auf, daß im Götz von Berlichingen den angeblichen Regeln des

Aristoteles, die Lessing soeben noch bestätigt hatte, offen und geflissentlich Hohn gesprochen war: daher das Stück als ein schönes Ungeheuer bezeichnet und über den Werth und Unwerth der Regeln überhaupt hin und her gestritten und verhandelt wurde. Es ist ein Schauspiel zum Lesen, sagten mehrere Kritiker, wir haben kein Theater und es kann kein Theater geben, das im Stande wäre, es aufzuführen — und doch wurde es schon im Frühling 1774 von der Kochschen Gesellschaft in Berlin wiederholt unter großem Zulauf gegeben. Vermuthlich war es stark zusammengezogen und umgestaltet: zu solcher Bearbeitung sind ja die Schauspieler stets bereit und kennen darin keine fromme Scheu; auch finden wir in der Ankündigung ein Zigeuner-Ballet versprochen, so daß also in einem Drama, das so voll energischer Lebenswirklichkeit war, wie noch keines in deutscher Sprache geschrieben worden, zugleich getanzt und Musik gemacht wurde — offenbar um auch dadurch die Menge, die nie genug hat, anzulocken. Ferner wurde tadelnd bemerkt, daß Berlichingens Leben in der Geschichte vielfach anders verlaufen sei: er überlebte den Bauernkrieg noch manches Jahr, nicht seine rechte, sondern seine linke Hand ward ihm abgeschossen u. s. w. Am meisten Eindruck machten diejenigen Stellen des Dramas, die dem Rührenden und Gespannten sich näherten: so wurde Adelheids Strafe durch die Rächer des heimlichen Gerichts, so wie Weislingens und Mariens letzte Zusammenkunft als besonders schön hervorgehoben und von dem gemeinsamen Mahle in Götzens Burg und dem Trinkspruch dabei gesagt, jeder Leser werde hier mit Thränen innehalten müssen. Diese Scenen, sagte ein Beurtheiler, verdienen sie nicht denen von Geßner in dem Tod Abels an die Seite gesetzt zu werden? Von Allen aber, auch von den verhältnißmäßig Einsichtigsten, ward der Götz von Berlichingen nach seinem poetischen Werthe an Emilia Galotti gemessen, diese aber, wenn es galt Lobsprüche zu spenden, doch wieder außer Vergleichung gestellt. Da im Götz, wie man wohl

sah, altdeutsch gedacht und gehandelt wurde, so wurde ihm auch Klopstocks Hermanns-Schlacht zur Seite gestellt, diesmal aber zum Nachtheil der letzteren — denn Klopstock, so geehrt sein Name noch war und so wenig Jemand ihn anzutasten wagte, begann doch schon in der Schätzung der Zeitgenossen zu sinken. Aber als ein Gemälde zweier im Uebergang begriffener Zeitalter und Staatsformen stellte sich Götz von Berlichingen keinem der Kritiker dar: keiner von ihnen erwähnt nur, daß in dem Drama die untergehende Welt als die edle, menschliche, mitleidswerthe, die aufgehende als die boshafte, hassenswürdige geschildert werde, während doch die letztere das historische Recht auf ihrer Seite habe, und daß darin die eigentlich tragische Substanz des Stückes bestehe: um dies als das Thema zu erkennen, fehlte dem populär-philosophischen Zeitalter der historische Sinn, der Sinn für Organik und organische Processe ganz und gar. Um die weitere Frage aufzuwerfen, ob sich nicht vielleicht das Schauspiel bei aller dramatischen Kraft im Einzelnen allzu episch ausbreite, dazu besaßen die damaligen Menschen zu geringe ästhetische Bildung; sie war kaum im Keim vorhanden, trotz des Wortes Aesthetik, das in der Wolffischen Schule schon aufgekommen war, und trotz Ramlers Batteux und Sulzers Allgemeiner Theorie der schönen Künste nach alphabetischer Ordnung. Daß die Emilia Galotti so theatralisch-geschlossen war, wurde allerdings für einen Vorzug, eine höhere Stufe erachtet, denn, sagte ein Kritiker, in Shakespeare zeigt sich erst „der Anfang der dramatischen Kunst", der dann in den nach Diderot gearbeiteten Lessingischen Stücken sich bis zur Vollendung entwickelt hatte.

War dies ungefähr die Stimmung, in der die Menge und ihre Wortführer dem Götz von Berlichingen gegenüberstanden, so trat den Leiden des jungen Werther in noch größerem Maße Blindheit und Unverstand entgegen. Erinnern wir uns einen Augenblick, was in dem berühmten Roman als

eigentlicher Gegenstand zur Darstellung kam. Werther ist ein jugendlicher, ausschließlich idealistisch angelegter Charakter; er langt unmittelbar nach dem Unendlichen, ohne es innerhalb der Schranken und Bedingungen, wo es allein sich verwirklicht, fassen zu können; er zeigt uns, daß eine schwämerische Gemüthsart, wie diese, in logischer Verkettung nur die Selbstzerstörung zur letzten Folge haben kann. Werther will und vermag nichts Bestimmtes; jede Besonderung und greifbare Wirklichkeit, die Welt überhaupt engt ihn ein, bei jeder Thätigheit fühlt er in der Allheit des Vermögens nur eine einzelne Kraft wirksam; in seinem Innern aber ist Freiheit und dies sein Ich gilt ihm Alles und er folgt ihm in Allem, in der Liebe sowohl, als in Amtsgeschäften und dem Umgang mit Menschen überhaupt. Er ist ein hochbegabter, edler und reicher Geist, aber das Streben aus der Niedrigkeit der Dinge, in der es dem gemeinen Menschen wohl ist, darf selbst kein unbegrenztes sein — sonst führt der Weg zum Nichts und da die Welt sich nicht verneinen läßt, so muß das Ich weichen. Wie hätte eine Entwickelung, wie die hier angegebene, von den prosaischen Menschen in Hamburg und Göttingen, in Berlin und Leipzig nur von fern verstanden werden können? Sie hatten selbst nichts Aehnliches empfunden, tiefere Bedürfnisse nie gekannt und gingen auch an Dichterwerke nur in räsonnirender Alltagsstimmung. Da ihnen alles Ideale nur in Form des Moralischen faßlich und zugänglich war, so verschwand die Kunst und Meisterschaft des Dichters vor der guten oder schlechten Moral, die angeblich in seinem Werke gepredigt war oder sich daraus entnehmen ließ. Werthers Leiden galten für eine Empfehlung des Selbstmordes, für eine Art Anleitung dazu, um so gefährlicher, als der Thäter mit den liebenswürdigsten Eigenschaften ausgerüstet war, um so gottloser, als der Verfasser offenbar sich vorgesetzt hatte, die Jugend durch ein süßes Gift zu verführen. Damals war ja Alles bewußte

Absicht, — poetische Darstellung, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst, ein unbekannter Begriff. So fanden sich beide entgegengesetzte Parteien, die Orthodoxie wie die Aufklärung, durch den Roman beleidigt. Der Hauptpastor Goeze, der damals noch nicht durch Lessing berühmt geworden war, entsetzte sich über den Beifall, der einem solchen Produkt zu Theil geworden, sprach donnernd den Fluch darüber aus und bat den Himmel, er möge die Regierenden erleuchten, daß sie solche Pest und Schande nicht ferner dulden möchten. „Ewiger Gott," rief er, „wer von uns hätte vor zwanzig Jahren denken können, daß wir die Zeiten erleben würden, in welchen mitten in der evangelisch-lutherischen Kirche Apologien für den Selbstmord erscheinen und in öffentlichen Zeitungen angepriesen werden dürften!" Wirklich ermannte sich in Leipzig die Obrigkeit und verbot Werthers Leiden bei hundert Thalern Strafe. In Berlin half sich der gemeine Menschenverstand, der sich dort breit lagerte, mit Fortsetzungen und spottenden Nachahmungen: durch Werther, wie durch die Volkslieder, sah sich der dortige literarische Kreis in dem Werke der Aufklärung gestört. Sie arbeiteten ja eifrig an Verbreitung gemeinnütziger Wahrheiten und stritten für Licht und Vernunft, Poesie aber stand und steht in bedenklicher Verwandtschaft mit dem Unsinn und der Finsterniß. Auch diejenigen im übrigen Deutschland, die sich ohne Skrupel hinreißen ließen, wie Schubart in seiner deutschen Chronik oder Wilhelm Heinse in Düsseldorf oder der Arzt Zimmermann, — eigneten sich das Kunstwerk nicht zu freiem ästhetischem Genusse an, sondern schwelgten in Gefühlen und beweinten im eigentlichen Sinne den Schatten des Unglücklichen. Es war die durch Rousseau und englische Romane aufgekommene Sentimentalität, die im Werther neue, erwünschte Nahrung fand: wäre sonst des Schwaben Miller zwei Jahr nach Werther erschienener Roman: Siegwart, eine Klostergeschichte, mit so allgemeiner Gunst aufgenommen worden? und hätte er den Werther über-

strahlen können, so daß Siegwart der typische Name für eben jene schale Empfindsamkeit werden konnte?

Doch wenn das Publikum im Allgemeinen außer Stande war, das in Goethes Jugendwerken ihm Gebotene rein aufzunehmen, — die Heroen, die an der Spitze der Literatur standen, vor Allen Lessing und Klopstock, werden solche Enge der Begriffe nicht getheilt, in dem jungen Genius den Vollender des von ihnen selbst Erstrebten und nur unvollkommen Erreichten mit Freuden erkannt und begrüßt haben?

Leider erfahren wir auch da nur eine Enttäuschung — die noch bitterer ist, als die Beschränktheit der Menge jemals bereiten kann.

Lessings Benehmen gegen Goethe ist von der Art, uns an dem großen Kritiker irre zu machen und über seinen Scharfblick und die Reife seines ästhetischen Urtheils Zweifel zu erwecken. Seinem Bruder Karl schreibt er auf die Nachricht, Götz von Berlichingen werde in Berlin mit Beifall aufgeführt, 20. April 1774: „Das ist, fürchte ich, weder zur Ehre des Verfassers noch zur Ehre Berlins. Meil (der Kupferstecher, der die Kostüme dazu gezeichnet hatte) hat ohne Zweifel den größten Theil daran. Denn eine Stadt, die kahlen Tönen nachläuft, kann auch hübschen Kleidern nachlaufen." Unter den Aphorismen des Nachlasses finden sich die Worte: „Der Dichter, der den Lebenslauf eines Mannes in Dialogen bringt und das Ding für ein Drama ausschreit" (diese gehässige Bezeichnung paßte auf Goethe am allerwenigsten). Weiße an Garve, 4. März 1775: „Mit Goethens und seines Mitbruders Lenzens neuen Schauspielen war er (Lessing) äußert unzufrieden. Ein bischen Witz und Laune, sagte er, gelte ihm eben so viel, als ein wenig Temperamentstugend, und der müsse ganz auf den Kopf gefallen sein, der, wenn er sich keiner Regel unterwerfen wolle, nicht eine Situation oder launigte Scene machen könne; ein schöner, durchdachter Plan und die geschickte Herbei-

führung der Situation mit der gehörigen Entwickelung gut ausgebildeter Charaktere, erfordern mehr Genie" (d. h. wie in der Emilia geschehen war und wie nach pseudoaristotelischer Doctrin geschehen mußte; man setze sich nur die Worte: Regel — durchdacht — geschickt — gut ausgebildet, zusammen, um die rechte Meinung zu errathen). Boie an Merck, 10. April 1775: „Lessing soll mit Goethens und Lenzens theatralischen Freibeutereien (d. h. mit ihrer dramatischen regellosen Kriegsführung) und am meisten mit den Anmerkungen übers Theater (im Anfang zu Merciers Neuem Versuch über die Schauspielkunst), worin man so wenig Respekt für seinen Aristoteles bezeugt, sehr unzufrieden sein, und die Leipziger sollen sehr jauchzen, einen solchen Alliirten zu haben." Weiße an Blankenburg: 20. Mai 1775: „Aller Wahrscheinlichkeit nach ist Goethe seinem (Lessings) Ausfall gegen ihn, den ich diese Messe erwartete, bloß durch einen Zufall entgangen." — „So viel sah ich, daß Lessing äußerst erbittert auf Goethe war." Derselbe an Uz, 7. October 1775: „Lessing war über Goethens und Compagnie Haupt- und Staatsactionen sehr aufgebracht und schwur, das deutsche (d. h. Diderotsche) Drama zu rächen." Lessing selbst an seinen Bruder Karl, 11. November 1774: „Sonst liefe ich wirklich Gefahr, mit Goethen trotz seinem Genie, worauf er so pocht (unwahr!), anzubinden." Eben so an Wieland, 8. Februar 1775: „Was für Beiträge erwarten Sie von mir? Arbeiten des Genies? Alles Genie haben jetzt gewisse Leute in Beschlag genommen, mit welchen ich mich nicht gern auf einem Wege möchte finden lassen."*) Fr. H. Jacobi an Heinse, 20. Oktober 1780: „Lessing war auf Wielanden seines Leichtsinns wegen gar nicht wohl zu sprechen, am wenigsten konnte er ihm die Epistel zum Lobe Goethes verzeihen. Von

*) Der Begriff des Genies paßte überhaupt nicht in das achtzehnte Jahrhundert, in dem nur die Rechnung galt.

Goethe selber sagte er, daß wenn er je zu Verstande käme, so würde er nicht viel mehr als ein gewöhnlicher Mensch sein" — und einige Tage später: „Mir fällt ein, daß Lessing von der Farce Götter Helden und Wieland sagte: Goethe hätte darin bewiesen, daß er noch viel weiter als Wieland entfernt sei, den Euripides zu verstehen. Goethes Ideen darüber seien der klarste Unsinn, wahrhaft tolles Zeug. Es sei unverantwortlich von Wieland, daß er dieses damals nicht ins Licht gestellt habe." Dieser Haß gegen Goethe wurde durch die Leiden des jungen Werther, obgleich der Verfasser ihm hier nicht, wie bei dem Drama, unmittelbar ins Gehege kam, nur gesteigert. Er wollte vom entgegengesetzten Standpunkt „Wertherische Briefe" schreiben und legte ein Drama Werther der Bessere an, dessen Anfangszeilen uns im Nachlaß erhalten sind. Erstaunlich verblendet ist das Urtheil über den Roman, das er in einem Briefe an Eschenburg vom 26. Oktober 1774, also halb öffentlich, niederlegte: statt das Dichtwerk in seiner freien Schönheit anzuerkennen und es nach seinem eigenen idealen Wesen zu messen, hegt er moralisch-pädagogische Befürchtungen, meint, der Dichter hätte eine cynische Nachschrift hinzufügen, also seine Dichtung und deren Wirkung selbst zerstören sollen u. s. w. Wie das Publikum vor Allem wissen wollte, was an der Geschichte wahr sei (denn da alle bisherige Poesie nur außerhalb des Lebens, in der Sphäre der Schule, entstanden war, so konnte eine Dichtung voll Wahrheit nur eine Biographie sein), und bald herausgebracht hatte, Werther sei der Sohn des Braunschweigischen Abtes Jerusalem, der Schauplatz sei Wetzlar, Wahlheim heiße eigentlich Garbenheim u. s. w., so nahm auch Lessing an, Goethe habe in seinem Werther eine Charakteristik des jungen Jerusalem liefern wollen, das Bild aber sei gänzlich mißlungen, denn Jerusalem war ein ganz anderer. Weiße an Garve in dem erwähnten Briefe vom 4. März 1775: „Höchst aufgebracht war er gegen die Leiden

des jungen Werther und behauptete, der Charakter des jungen Jerusalems wäre ganz verfehlt: er sei niemals der empfindsame Narr, sondern ein wahrer nachdenkender Philosoph gewesen. Er selbst besitze einige sehr scharfsinnige Abhandlungen von ihm u. s. w. — kurz ich merke, er wird ihm einmal jählings, wie Klotzen, auf den Nacken springen; doch da es Goethen auch nicht an Hörnern fehlt, so wird er sich wohl wehren" u. s. w. Gegen Goethe aufzutreten war in der That etwas Anderes, als den untergeordneten Klotz zu demüthigen, und so ließ es der gewandte Fechter diesmal bei den Drohungen bewenden. Das Einzige, was er wagte, war die Herausgabe der Philosophischen Aufsätze von K. W. Jerusalem, Braunschweig 1776, mit einer Vorrede, in der er, ohne des Dichters oder des Romanes mit einem Wort zu erwähnen, dem dahingegangenen Verfasser Neigung zu deutlicher Erkenntniß, den Geist kalter Betrachtung, hellen Verstand, ein nicht zum Nachtheil seiner höhern Kräfte beschäftigtes Herz u. s. w. nachrühmte, also lauter Eigenschaften, die denen Werthers grade entgegengesetzt waren. Das war Alles. Fragt man, was der Grund von all der Feindseligkeit war, so kann man sagen, es war der Geist der Verneinung gegen Alles, was die urtheilslose Menge hochhielt, der kritische Geist, der sich im Besitz überlegener Waffen fühlte; dann die auch in Lessings Urtheilen bei Weitem nicht überwundene Herrschaft des pragmatischen Rationalismus, dem alle Natur und Idealität etwas Unbegreifliches blieb und die Poesie für eine äußere Kunstfertigkeit galt, geübt nach dem Muster der Alten und Neuern (daß in Werthers Leiden die innern Erfahrungen des Dichters selbst, die Schmerzen des eigenen Gemüthes ausgesprochen seien, dies anzunehmen fiel, wie wir gesehen haben, auch Lessing nicht ein); endlich und vor Allem, wie wir glauben, dasjenige, was wir mit den Worten Sullas aus Goethes ungeborenem Jugenddrama Cäsar ausdrücken wollen: „Es ist etwas Verfluchtes, wenn

so ein Junge neben Einem aufwächst, von dem man in allen Gliedern spürt, daß er Einem übern Kopf wachsen wird." Also Neid, Eifersucht — und warum nicht? Außer Besitz gesetzt zu werden, gefällt Niemandem und Lessings ungemeine Erbitterung, für die die andern allgemeinen Gründe nicht ganz ausreichen, erklärt sich so am einfachsten. Sonst ging er heiter zum Kampfe und Siege und fühlte sich stark in seinem Geschäfte: diesmal hielt er sich zaghaft zurück und äußerte seinen Zorn nur in heimlichen Geberden — gegen einen Nebenbuhler, von dem er doch sagte, er werde sich als einen ganz gewöhnlichen Menschen entpuppen. Zu all dem, was geschehen war, kam dann noch ein Unbekanntes, das im Hintergrunde drohte, wir meinen Goethes Faust, von dem schon damals der allgemeine Ruf ergangen war. Denn schon seit Jahren hatte Lessing, wie seinen Freunden bekannt war, einen doppelten, mehr oder minder ausgearbeiteten Entwurf desselben Titels und vielleicht ähnlichen Inhalts unter Händen — mußte ihn diese überbietende Wettbewerbung nicht bitter verdrießen, möglicher Weise einen Theil seines Lebens und Mühens vergeblich machen? So wird, was Engel 1776 berichtete: Lessing werde seinen Doctor Faust sicher herausgeben, sobald Goethe mit seinem erscheine, und er habe gesagt, meinen Faust holt der Teufel und ich will Goethe seinen holen — völlig wahrscheinlich; wobei wenig darauf ankommt, wie Lessing zu verschiedenen Zeiten sich Fausts Ende gedacht habe, und ob der Teufel ihn selbst oder ein bloßes Phantom in die Hölle schleppen sollte. Mit Goethes Uebergang nach Weimar verschwand er selbst und sein Faust aus dem Andenken der Welt und damit scheint auch Lessings Stimmung gegen die literarische Ketzerei sich allmählich beruhigt zu haben. Vielmehr wandte sich jetzt der allzeit fertige Kämpfer gegen die starrköpfige Theologie, auf welchem Gebiet für ihn in der That andere, ächtere Lorbeeren zu pflücken waren.

Auch der andere berühmte Mann, der Hohepriester und Verkündiger alles Edeln und Heiligen, der Sänger der Erlösung, der deutsche Homer-Pindar, Klopstock, hielt sich im Verhältnis zu Goethe nicht frei von kleinlichen, eitlen Motiven. Zwar Anfangs glaubte er auch den jungen Frankfurter Dichter zu dem Kreise der Jünger, der ihn anbetend umgab, zählen zu dürfen und neigte sich ihm freundlich zu. Goethe schien Mitglied des Hainbundes werden zu wollen und dessen würdig zu sein; er war mit den Brüdern Stolberg befreundet, mit deren Schwester im Briefwechsel, hatte Wieland angegriffen, Bürger die Hand gereicht und Klopstock selbst geschrieben: „Soll ich den Lebenden nicht anreden, zu dessen Grabe ich wallfahrten würde?" und: „Ich wünsche, daß Sie empfinden mögen, mit welch wahrem Gefühl meine Seele an Ihnen hängt." Auch über Klopstocks Gelehrtenrepublik hatte er sich in einem Briefe an Schönborn in überschwenglicher Huldigung ergangen — Aeußerungen, die dem, den sie betrafen, sicherlich nicht unbekannt blieben. So kam es, daß der Erhabene auf der Reise zum Markgrafen von Baden sich herabließ, in Goethes Vaterhaus einzukehren, und die Scenen aus Faust, die der Sohn des Hauses bei dieser oder anderer Gelegenheit ihm vorlas, wohl aufzunehmen schien. Als aber die Weimarer Zeit gekommen war und in den beiden Jünglingen, dem Herzog und seinem Freunde, die Lebenskraft keine Schranken zu kennen schien, da ließ sich Klopstock davon erzählen (natürlich mit Uebertreibungen und eingemengten Lügen), gedachte seiner Amtspflicht als des Sittenrichters, gegen dessen Stimme sich Niemand, oder nur ein ganz böser Mensch, verstocken durfte, erhob sich seines Stuhles und schrieb an Goethe den bekannten warnenden Brief vom 8. Mai 1776. Goethe antwortete kühn und trotzig; in den Entwickelungskämpfen seiner genialen Individualität begriffen, litt und genoß er im tiefsten Innern und mochte sich nicht durch triviale Predigt dreinreden und sich schulmeistern lassen. Aber Klopstocks Gunst hatte er

damit auf immer verscherzt: er war ein Empörer, ein Abtrünniger, wurde excommunicirt und verfiel der Verdammniß. „Jetzt verachte ich Goethen," rief Klopstock (K. F. Cramer an Goethe, 11. October 1776) und antwortete von der Höhe seiner gekränkten Würde herab. Diese seine Correspondenz verbreitete er dann nicht bloß eifrig in den Reihen seiner Waffenträger und Mannen, die sie weiter mittheilten, sondern schickte sogar eine Abschrift an den Markgrafen nach Karlsruhe, damit sie auch dort bekannt werde. Alle thaten entrüstet und waren nach des Meisters Willen beflissen, immer neue Verleumdungen auszustreuen und den guten Ruf des jungen Herzogs und Goethes nach Kräften zu untergraben (Arndt, Goethes Briefe an die Gräfin Auguste zu Stolberg, S. 141: „Der Mensch Klopstock gewinnt gerade nicht dadurch"). Auch Goethes Dichtungen behandelte Klopstock von nun an mit ironischer Geringschätzung. „Hat Goethe sich noch nicht todtgeschossen?" fragte er mit höhnischer Anspielung auf Werther. „Er ist ein gewaltiger Nehmer," schrieb er an Herder (27. November 1799) und vermuthete, Goethes Theorie der Farben sei eigentlich ein Eigenthum Marats (welcher halbverrückte Wütherich wirklich eine Optik geschrieben hatte, in der er Newtons Theorie bekämpfte, s. die entsprechende Stelle in der Farbenlehre); im Götz habe er sich durch die Lebensbeschreibung des Ritters gängeln lassen, und die Personen, die er selbst dazu erfunden, sprächen nicht so, wie es dem Zeitalter angemessen gewesen sei (also sein Hermann sprach so, wie die Deutschen um Christi Geburt?), Als er einer Aufführung der Iphigenie beiwohnte, ging er oft weg, und wenn er es nicht gethan hätte, so wäre es bloß geschehen, um kein Aufsehen zu machen. „Es ist," fügt er hinzu, „eine steife Nachahmung der Griechen. Sie wissen, wie weit griechisch und steif auseinander liegen. Und die Nachahmung bei Seite, wie manche Redensart, die man kaum zu Ende lesen kann, wenn man vorliest! Und dann die Bildung des Verses!" (an Böttiger,

24. Februar 1800). Der Vorwurf der Steifheit nimmt sich in Klopstocks Munde besonders schön aus! Um von der Iphigenie bewegt und gerührt zu werden, war er selbst zu wenig Dichter und auch in seiner Ethik zu transscendent, nicht auf menschlichem Grunde ruhend; schon Merck hatte ihn nie „für einen wahren poetischen Kopf gehalten", so wie „es Viele giebt, die es ungleich mehr sind, wie er" (an Nicolai, 6. Mai 1775). Noch charakteristischer als über die Iphigenie ist Klopstocks Urtheil über Hermann und Dorothea. Der Stoff war ihm nicht erhaben genug; an der Niedrigkeit der dargestellten Scenen nahm er besonderen Anstoß. „Wenn Homer," schreibt er, „solche Gegenstände für die Odyssee aus seinem Zeitalter gewählt hätte, als Goethe fast durchgehends aus dem seinigen gewählt hat, so würde jene wohl nicht bis auf uns gekommen sein" (an Böttiger, 4. November 1797). In einem späteren Brief fügt er hinzu: „Für die Zuhörer auf den Jahrmärkten mag denn Kalliope von dem Sürtout des Gastwirthes singen.*) Hermann und Dorothea ist — die drei letzten Gesänge ausgenommen — unter Voßens Luise. Aber wie weit? Lassen Sie uns den zehnten Grad als den untersten annehmen, und sagen Sie mir dann, wie weit?" — „Ich fand in Ihrem Briefe, daß Ihnen die Deutschen nicht einmal originell in der Narrheit sind. So, das sind sie nicht einmal? Wie ungerecht sind sie doch! Also ist es in der genannten Sphäre nicht originell, daß alle neun Musen für die Dorfschenken gesungen haben?" In einem dritten Briefe meint er, die drei letzten Gesänge gehörten „auf die fünfte Stufe und die andern dann

*) Diese Aeußerungen Klopstocks müssen durch Böttiger, den Allerweltsträger, auch Kotzebue bekannt geworden sein, denn dieser machte in seinem Freimüthigen vom Jahr 1803 Goethe ganz denselben Vorwurf: „Goethe führt Apotheker- und Schankwirthsnaturen in die Dichterwelt ein, stellt verunglückte Theaterhelden als Romanideale dar und läßt sich dafür von den Seinigen für den größten aller Dichter erklären."

weiter herunter, wie's kommt." All diese Urtheile fällte Klopstock unter der Hand; öffentlich seinen Ingrimm zu zeigen, wagte er nicht. Nur als Goethe in den Venetianischen Epigrammen sich erlaubt hatte, die deutsche Sprache als den schlechtesten Stoff zu bezeichnen, in dem er Leben und Kunst verderbe, — da war dies in Klopstocks Augen ein Frevel am Heiligsten und er schleuderte seinerseits ein Epigramm dagegen (im Berlinischen Archiv der Zeit und ihres Geschmackes 1796):

Die deutsche Sprache.

Goethe, du dauerst dich, daß du mich schreibest? Wenn du mich kenntest,
Wäre dir dies nicht Gram. Goethe, du dauerst mich auch!

Also Goethe kann kein Deutsch! A. W. Schlegel erwiderte treffend darauf: „Klopstock weiß sonst die Unförmlichkeiten der geliebten deutschen Sprache so ehrerbietig zu verschleiern, daß man nicht begreift, wie er sie durch einen so seltsamen, ihr in den Mund gelegten Vorwurf gegen jenen großen Meister und Bildner, der alle Zauber des Ausdrucks in seiner Gewalt hat, dem spottenden Muthwillen hat Preis geben können." Uebler noch als dies öffentliche Epigramm gerieth ihm ein anderes, das, wie er verlangte, nicht gedruckt werden, aber „gegen vernünftige Leute kein Geheimniß" bleiben sollte. Also dasselbe Verfahren wie früher bei der Correspondenz mit Goethe! In der Ersten Epistel, die Schillers Zeitschrift „die Horen" eröffnete, hatte sich Goethe über die Folgen gefährlicher Bücher poetisch ausgelassen und dabei die Frage gethan:

was sollte man, oder was könnten
Biedere Männer vereint, was könnten die Herrscher bewirken?

Hier nahm Klopstock das Wort Herrscher in seltsamem Mißverständniß als Selbstbezeichnung der beiden Dichter Schiller und Goethe und empfand darüber heftigen Unwillen. Er selbst

war ja seit langen Jahren der Herrscher über die „Gelehrten und die Liebhaber der Wissenschaften", ohne, wie er versichert, sich je so genannt zu haben, und nun kamen die Zwei und thaten mit dürren Worten aller Welt kund, daß sie vielmehr die Herrscher seien und es sein wollten! Solcher Anspruch, öffentlich ausgerufen, verrieth in Klopstock's Augen „einen sehr hohen Grad von Abgeschmacktheit" und verdiente eine empfindliche Strafe, feierliche Verwahrung. Diese erfolgte in einem Epigramm durch witzlose Umlautung der Namen Schiller und Goethe in Schüler und Gothe. Wir setzen die ersten sechs Verse her:

Afterahmer und Original sind sonst sich was ungleich,
Dennoch gleichen sie sich, Schüler und Gothe, die Herrn!
Kamm daß der Eine des Eigenlobs Trompete vom vollen
Mund absetzt, so ergreift sie der Ander' und bläst.
Afterahmer und Original sind sonst nicht von einer
Meinung und gleichwohl sind's Schüler und Gothe die Herrn!

Auch in der Ode „der Genügsame" vom Jahr 1796, die gegen Kant und dessen Terminologie gerichtet ist, war das Verbum schülern auf Schiller gemünzt.*)

*) Uebrigens besteht vielleicht wirklich ein Zusammenhang zwischen den beiden Namen Goethe und Gothe, — Jakob Grimm, Kleinere Schriften I², S. 78 (in einem Aufsatz vom Jahre 1844): „soll ich in dem ernsten, aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Goethe herrscht, der, was sein Name andeutet und Ueberlieferung besagt, von götländischen Vorfahren abstammen soll". Danach hätte der übermüthige Scherz, den sich Herder in Straßburg mit dem Namen seines jungen Freundes erlaubte, doch ein Bruchtheilchen Wahrheit enthalten. Schiller, glauben wir, ist identisch mit Schieler, wie ja so viele Namen von körperlichen Gebrechen herrühren; schielen aber lautete ursprünglich schilchen und von diesem Verbum ist der Name des Dichters Jörg Schilcher (im Liederbuch der Clara Hätzlerin) abgeleitet; war dieser vielleicht ein Vorfahr unseres Schiller und vererbte seine Dichtergabe auf den späten Enkel?

So also würdigten die beiden hervorragenden Führer der literarischen öffentlichen Meinung den, der sie zu bloßen Vorläufern herabsetzen sollte! In jenem Jahrhundert, wo die Briefe ein größeres Gewicht hatten, als heut zu Tage, und gern mitgetheilt wurden, kam gewiß Vieles davon Goethe zu Ohren — aber wie milde, wie neidlos und selbstlos blieb er trotz Allem! Nie hat er irgendwie Vergeltung geübt, weder öffentlich noch in vertrauten Briefen; wo er nicht zustimmen konnte, schwieg er; wo er, wie in seiner Lebensbeschreibung, den Stand der damaligen Literatur darzustellen unternimmt — mit welcher Selbstverleugnung spricht er von sich, wie sucht er auch in den Nebenbuhlern, Gegnern und Neidern die starke Seite auf und verzeichnet gern den Beitrag, den auch sie dem allgemeinen Fortschritt geliefert, und wenn er es hin und wieder versieht, z. B. Klopstock gegenüber, so geschieht es mehr durch übermäßige Nachsicht, als durch gehässige Strenge. Als Lessing gestorben war, schrieb er seiner Geliebten, 20. Februar 1781: „Mir hätte nicht leicht etwas Fataleres begegnen können, als daß Lessing gestorben ist. Keine Viertelstunde vorher, eh die Nachricht kam, macht ich einen Plan ihn zu besuchen. Wir verlieren viel, viel an ihm, mehr als wir glauben," und an Lavater im folgenden Monat: „Lessings Tod hat mich sehr zurückgesetzt; ich hatte viel Freude an ihm und viel Hoffnung auf ihn." Keine Spur eines Grolles, einer zurückgebliebenen Bitterkeit in diesen Worten! Und wie anders war sein Benehmen gegen Schiller, der auch als ein Jüngerer neben ihm aufgestiegen war, als das Lessings und Klopstocks gegen ihn — doch davon später.

Als Goethe seinen Wohnsitz nach Weimar verlegt hatte und seitdem einem ganz anderen Tagewerk oblag, da war er nach kurzer Zeit in der literarischen Welt wie ein Verstorbener. Sein Name verklang allmählich; Götz und Werther waren nicht durchaus vergessen und besonders der letztere zog immer weitere

Kreise, auch über Deutschland hinaus; aber man stand beiden mit Gelassenheit, wie einer Verirrung oder einer Leidenschaft vergangener Tage, gegenüber. Ein damaliger Literarhistoriker, K. A. Küttner aus Görlitz, freute sich in seinem zweibändigen Werke: Charaktere deutscher Dichter und Prosaisten, „daß nach und nach das überschreiende Lob, welches die trunkenen Bewunderer Goethe zugejauchzt haben, verhallet." Die Empfindsamkeit fand bald, wie schon oben erwähnt, noch reichlichere Befriedigung in Miller's Siegwart, und nach wenig Jahren regten Schillers Räuber (1781) die junge und auch die alte Welt noch stärker auf, als dies Clavigo und Stella vermocht hatten. Als Friedrich der Große 1780 seine Schrift über die deutsche Literatur französisch und in deutscher Uebersetzung hatte erscheinen lassen, in der von Shakespeare's Stücken gesagt war, sie seien der Wilden Canadas würdig, Götz von Berlichingen aber Prädikate wie „abscheuliche Nachahmung" und „ekelhafte Albernheiten" erhielt, da folgten zwar eine Anzahl Gegenschriften, in keiner aber ward Goethe's oder des Götz nur mit einer Silbe erwähnt: alle berufen sich zum Ruhme des deutschen Theaters auf die vorausgegangene Literaturperiode und als höchsten Gipfel auf Lessing's Dramen. Eine Ausnahme machte nur Justus Möser, dessen Stimme aber, je lieber wir sie jetzt vernehmen, in demselben Maße damals nicht weit schallte. — Goethe's lyrische Dichtungen, die wir jetzt zu einer der höchsten Offenbarungen seines Genius rechnen, hatten ohnehin nur ein stumpfes Geschlecht gefunden; sie verloren sich von Anfang an unter den Stimmen der andern Tageslyriker, und was dann von Weimar aus, z. B. in Wieland's deutschem Merkur oder sonst an abgelegenen Orten, ans Licht trat, erregte keinerlei besondere Aufmerksamkeit. Wir verweilen in Kurzem bei zwei goethischen Gedichten, einer Fabel und einer volksmäßigen Ballade, die das allgemein Gesagte in zwei einzelnen Fällen bestätigen mögen. Die Gattung der Fabel war wegen ihres didaktisch-

verständigen Charakters der allgemeine Liebling dieser moralisirenden und pädagogischen Zeit. Besonders Gellert's Fabeln fehlten in keinem Hause, und Anführungen daraus würzten jede gebildete Unterhaltung. Lessing hatte außer einer Abhandlung über diese Dichtart drei Bücher Fabeln in Prosa verfaßt, in denen er den hergebrachten äsopischen Erfindungen eine etwas anders gebogene, epigrammatische Spitze gab; Hagedorn und Lichtwer und Gleim und Pfeffel und hundert Andere erfreuten nicht bloß die Buben und Mädchen, sondern auch die Erwachsenen mit ihren wohlgemeinten, meist den Lateinern und Franzosen abgesehenen, bald salzlos-jovialischen, bald psychologisch-altklugen, bald lehrhaft-erziehenden, immer aber höchst prosaischen kleinen Thiergeschichten. Da erschien im Göttinger Musenalmanach 1774 eine Fabel: „Adler und Taube" — den Tiefen des Menschenschicksals und der Menschenbrust enthoben, die tragische Gefangenschaft eines hochgesinnten Geistes und zu Gewaltigem bestimmter Kräfte in den Banden gegebener kleiner Verhältnisse im Bilde malend und dies Bild zugleich mit reichen, gesättigten Phantasiefarben ausgeführt — die erste wirkliche Dichtung auf diesem Gebiete, das der nüchterne Verstand unumschränkt beherrschte. Aber wer wurde den ungeheuren Abstand gewahr, der dies Gedicht von den Gellert'schen Erzählungen trennte? Wer schämte sich fortan der in Thiermasken verkleideten trivialen Sittenlehre und Klugheitsregel? Alle setzten das Geschäft der Fabulistik fort und wurden nach wie vor als Muster geläuterten Geschmackes verehrt. — Wer Goethe's Lyrik rein aufnehmen wollte, dem mußte auch das neugefundene Volkslied theuer sein. Aber das Volkslied war naiver Natur, besserte und belehrte nicht und galt nur als Grille einer kleinen Anzahl überspannter Köpfe. Es stieß ab, als ungebildet, als Ausfluß pöbelhaften Aberglaubens; in seinem metrischen und sprachlichen Ungeschick gab es reichen Stoff zu platter Verhöhnung. Friedrich Nicolai in Berlin gab 1777—78

einen feinen, kleinen Almanach voll „schöner, ächter, lieblicher Volkslieder . . . von Daniel Senberlich" heraus, Rohheiten aus alten Drucken zusammengesucht, in barbarischer Orthographie — Alles um die Patrone der Volkspoesie, Herder und Goethe, und deren Anhänger in Göttingen zu verspotten. Albertine von Grün, die Freundin Höpfner's und Merck's, schreibt in einem Briefe vom 3. Mai 1778: „Ich darf in ihrer Gegenwart nicht einmal Volkslied sagen, weil es ein nicht ganz gewöhnlich Wort, und es möchte romantisch sein" (Schwartz, Albertine v. Grün, S. 99). Bürger freilich wollte ein Volksdichter sein und als seine Lenore im Jahr 1774 erschien, da ward von allen Seiten ein Jubel laut, als wäre, wie A. W. Schlegel sich ausdrückt, „der Vorhang einer noch unbekannten wunderbaren Welt aufgezogen worden" — indeß Goethes gleichartige Ballade: „Es war eine Buhle frech genung" (zuerst 1776 im Singspiel Klaudine von Villabella gedruckt) unbeachtet vorüberging. Ja, bis auf den heutigen Tag ist von der Schulzeit her die Lenore in Jedermanns Munde, von dem untreuen Knaben aber wissen nur die Kenner, deren Zahl nicht groß ist. Aber wie wenig zuständig ist auch hier das Gericht des Publikums, die Stimme der Menge! Wie wenig ist Popularität ein Kriterium des Aechten! Die Lenore trägt alle Fehler der Bürger'schen Dichtweise an sich und ist weder in Erfindung noch in Behandlung ein Meisterstück. Der Dichter will uns eine Gespenstergeschichte, an die wir glauben sollen, erzählen und verlegt sie in die Zeit des siebenjährigen Krieges, mitten in das achtzehnte Jahrhundert, in das Jahrhundert der ausgebildeten Kriegsmechanik, der Posten und Gazetten, der aufgeklärten Predigten von den Kanzeln und der Wolffischen, Jedermann zum Nutzen gereichenden Logik und Metaphysik. Wilhelm ist preußischer Soldat und dient unter dem freigeistigen Könige, und diese Szenerie wird nicht etwa bloß angedeutet, sondern des Weiteren ausgemalt. Als nach dem Hubertsburger Frieden

die Regimenter nach Hause rückten, da fragt die zurückgebliebene Braut die Reihen auf und ab, ob ihr Jemand über ihren Wilhelm Auskunft geben könne. Denn er hatte der Schlacht bei Prag beigewohnt

und hatte nicht geschrieben,
ob er gesund geblieben —

er konnte also schreiben und sie natürlich auch lesen, und in den sechs Jahren, die seitdem verflossen sein mußten, hatte sie keine Nachricht erhalten können! Und womit hat sie es verdient, daß der Todte sie auf seinem Rosse abholt und mit ihr ins Grabgewölbe sich senkt — was hat sie begangen? Eine Braut, die ihren Liebsten verloren hat, darf wohl verzweiflungsvoll die Hände ringen und verdient nur unser Mitleid — aber Lenore hat mit Gottes Vorsehung gehadert und darum die Entführung! Der abgeklärte Begriff und Vorsehung ist nicht nur der Volkssage völlig fremd, sondern daß diese abstrakte Macht eine Schuld, gegen sie selbst und zwar bloß in Worten begangen, auf diese Art strafen werde, eine ungehörige Vermengung zweier ganz verschiedener Vorstellungskreise und Bildungsstufen. So wenig konnte sich Bürger in die Denk- und Empfindungsart des Volkes, in eine Welt des Glaubens und der Wunder, überhaupt in die Stimmung der Ballade versetzen! Die Beschreibung des Rittes selbst steckt voll Ungebührlichkeiten jeder Art, die zusammen eben Bürger's Manier bilden. Die Wiederholungen, die lauten Interjectionen, die prahlerischen Ausbrüche, die Wortmalerei, die übermäßige Länge, die künstlichen, profanen Effecte, alles dies kann den leisen, tiefen Schauer nicht erwecken, den die echte Volksballade mit bescheidenen Mitteln hervorzurufen weiß. Den Beifall, der dem Gedicht zu Theil wurde, verdankte es offenbar dem Versbau und Tonfall, der etwas Schlagendes, Rüstiges, Lebendiges hat — welches aber auch dem ganzen Liede mehr äußerlich anhaftet, als aus dem Innern

quillt. Um wie viel reiner ist der „Untreue Knabe", das Gegenstück der Lenore, aus der Quelle des Volksgefühles geschöpft! Wie halten sich Gegenstand und Ausführung in unmittelbarer Einheit! Daß ein Franzose ein deutsches Mädchen verführt und sie dann verlassen hat, entspricht dem bei dem Volke seit Jahrhunderten eingewurzelten Urtheil über die gallischen Nachbarn: da ihn keine bürgerliche Strafe erreicht, so übernehmen die geheimnißvollen Mächte, die in Gemüth und Phantasie leben, die Rache. In der Todesstunde des Mädchens überfällt den Buben die Bangigkeit, er steigt zu Pferde und reitet sieben Tage und sieben Nächte (die Zahl sieben ist seit uralten Zeiten bedeutungsvoll); der Himmel donnert und blitzt, er muß in einem alten, zerstörten Schlosse Zuflucht suchen; der Boden versinkt unter seinen Füßen, Irrlichter locken ihn weiter, und er steht in einem hohen Saal, mitten in einer Festversammlung von hundert hohlen grinsenden Schädeln. Und unten an sieht er auch sein Liebchen in weißem Gewande, sie bewegt sich und — hier bricht das Lied ab, aber es leuchtet ein, er ist hergefordert, sich mit ihr zu vermählen und die gemeinsame Gruft wird das Brautbette sein. Daß der Dichter verstummt und der Phantasie des Hörers überläßt, den Vorgang zu vollenden, vermehrt nur das Grausen sowohl der Szene als des dem Mörder gewordenen Gerichtes. Und wie leise und innig ist jedes Wort, jede sprachliche Wendung nach der Empfindung des unteren Volkes, seines in sich webenden Gemüthes, seiner dunkeln, sich selbst das Entsetzen schaffenden Einbildung gestimmt! Daß die Ballade parodistisch gemeint sei, erachten wir für eine völlig unzulässige Ansicht; wer so urtheilt, könnte auch den König von Thule oder alle goethischen Gedichte nur für Scherz halten; wohl aber, wie so oft bei Goethe, bewirkt die Wahrheit des Tones, daß über die Erzählung wie ein leichter ironischer Hauch hinzuschweben scheint. Daß das Gedicht keinen Schluß hat (es wird in dem

Drama durch eine andere Person unterbrochen), mag ihm hinderlich gewesen sein; aber wir schätzen ja oft eine ausgegrabene — altgriechische Statue, wenn ihr auch der Kopf fehlt, dennoch höher — als eine jetzige mittelmäßige mit allen ihren Gliedmaßen.

In den zehn Jahren des Weimarer Aufenthaltes war der Dichter, wie gesagt, dem Angesicht der Welt entrückt: er hatte sich, wie die alten Religionsstifter, für eine Weile in die Wüste zurückgezogen. Es waren die schönsten Jahre des Lebens, die Jahre männlicher Jugend, reich an innerer, arm an äußerer Hervorbringung. Das dichterische Vermögen stand in voller Kraft, es vereinigte die frühere Glut und Fülle mit der neugewonnenen Kunstform, aber es schloß sich nicht in Werken auf. Nur die Iphigenie ward vollendet, aber auch diese nur im ersten Entwurf und wie durch eine glückliche Fügung: „Hätt' ich," schreibt er selbst an Knebel den 5. März 1779, „die paar schönen Tage in dem ruhigen und überlieblichen Dornburger Schlößchen nicht gehabt, so wäre das Ei halb angebrütet verfault." Alles Uebrige blieb Fragment, wie Tasso so Wilhelm Meister, wie Egmont auch Elpenor. Und wie Vieles wurde gar nicht angefangen! Faust, auf den in den Jahren 1774 und 1775 die Erwartung so hoch gespannt war, verschwand aus dem Munde der Leute und aus dem Sinne des Dichters, der mit jedem Jahr von dem Gemüthszustand und Stil, der dies Drama eingegeben hatte, sich weiter entfernte. In den Jahren 1776 und 1777 hätte er es noch vollenden können, später nicht mehr oder nur in gezwungener Art. Wäre er, wie Rafael, mit siebenunddreißig Jahren abberufen worden, wir hätten nur eine Reihe von Bruchstücken und könnten uns von der Größe und dem Umfang dieses Genius keinen Begriff machen. Grade so alt war er, als er die Flucht nach Italien unternahm — seltsam genug, daß das, was Andern Zerstreuung bringt, die Reise in ein fremdes Land, ihm als stille ge-

sammelte Muße zur Gestaltung und Ausführung so manches Entworfenen und Begonnenen dienen muß. Darin aber liegt zugleich der Grund des jammervollen Verlustes so vieler blühenden Jahre.

Denn in der ersten Zeit, wo er noch Faust und Werther war, verflossen die Tage in freier, oft ungezügelter Lust am Dasein, in Aufnahme all des Neuen in Sitte und Gesellschaft, in Staat und Hof, auf Reisen, bei Festlichkeiten, mit den Weibern. „Da hielt dich," sagt Götz von Berlichingen, „das unglückliche Hofleben und das Schleuzen und Scherwenzen mit den Weibern." Die Stimme der Muse verstummte im Geräusche und Strudel des Lebens und konnte nur in verlorenen Augenblicken, in diesem und jenem kleinen Gedichte laut werden. Dann kamen die Verwaltungsgeschäfte, die Aktenstöße, die Sitzungen und Rechnungen, und daneben der höfische Dienst mit seinen Redouten und Maskeraden, dem Liebhaber-Theater und den herzoglichen Geburtstagen und fürstlichen Besuchen, auch der Pflicht, durch irgend welche pseudo-poetische Erfindungen, in die der Dichter seine Persönlichkeit nicht hineinlegen konnte, die hohen Gönner und Gönnerinnen immer wieder zu ergötzen und ihnen die schuldige Dankbarkeit zu bezeigen. Wenn je ein Dichter Pegasus im Joche war (nach Schillers Bezeichnung), so war es Goethe in den zehn Jahren in Weimar. Mußte er nicht in elenden, fremden Stücken, die nach dem damaligen Zeit- und Hofgeschmack gearbeitet waren, Rollen auswendig lernen und sie probiren, z. B. in v. Seckendorfs Kallisto — „das ich," sagt er selbst in seinem Tagebuch (25. Mai 1780), „völlig als Dienst tractiren mußte, ums nur zu thun". Und mußte er nicht an ein Elogium Bernhards von Weimar denken und dazu Quellen excerpiren und Collectaneen anlegen! Glücklicher Weise scheint dieser Auftrag, wie es an Höfen geht, nur ein vorübergehender, bald wieder vergessener Einfall gewesen zu sein. Später drängte sich die Naturwissenschaft in vielen

ihrer Zweige, ebenso die Kunst und Kunstgeschichte störend in die Spiele und Träume der Dichtung. „Ich kam höchst unwissend in allen Naturstudien nach Weimar," sagte der Dichter viele Jahre nachher (16. März 1824) zum Kanzler von Müller, „und erst das Bedürfniß, dem Herzog bei seinen mancherlei Unternehmungen, Bauten, Anlagen, praktische Rathschläge geben zu können, trieb mich zum Studium der Natur." Endlich that auch der Seelenbund mit Charlotte von Stein der dichterischen Arbeit in sofern Abbruch, als das übervolle Herz in dem vertrauten Umgang einen Erguß fand, den es sonst vielleicht in poetischen Schöpfungen gesucht hätte. Wenn ein unsichtbarer Stenograph uns die Gespräche der vielen Abende, die die Liebenden mit einander verbrachten, hätte aufzeichnen können!*) So aber verging Jahr nach Jahr, Einiges wurde begonnen, Nichts zu Ende geführt, nur Kleines, das nicht viel Zeit nahm, gelang. Er hatte Tasso und Antonio zugleich sein wollen: zwar besaß er auch zu Letzterem eine bedeutende Anlage — schon im October 1774 schrieb Lavater an Zimmermann: „Goethe wäre ein herrliches handelndes Wesen bei einem Fürsten: dahin gehört er. Er könnte König sein. Er hat nicht nur Weisheit und Bonhommie, sondern auch Kraft," und Klinger an Kayser 1776: „Goethe ist so groß in seinem politischen Leben, daß wirs nicht begreifen," — aber die Vereinigung zeigte sich doch als unmöglich. Das Gefühl, seinem eigentlichen Berufe untreu geworden zu sein, ward immer stärker in ihm und machte ihn unglücklich. Eine Anzahl Geständnisse der Art aus seinem eigenen Munde liegen vor.

*) Goethe an Fr. Aug. Wolf, den er aufmuntert, als Schriftsteller zu wirken (28. Nov. 1806): „Es hat mich doch mehr als einmal verdrossen, wenn so köstliche Worte an den Wänden des Hörsaales verhallten". Hiob 19, 23: „Ach daß meine Reden geschrieben würden! ach daß sie in ein Buch gestellet würden!"

Während der Arbeit an Iphigenie schreibt er dem Herzog: „Bei dieser Gelegenheit seh ich doch auch, daß ich diese gute Gabe der Himmlischen (die Poesie) ein wenig zu cavalièr behandle, und ich habe wirklich Zeit, wieder häuslicher mit meinem Talent zu werden, wenn ich je noch was hervorbringen will". An Frau v. Stein, 31. Dec. 1780: „Mein Tasso dauert mich selbst, er liegt auf dem Pult und sieht mich so freundlich an — aber wie will ich zureichen! Ich muß auch all meinen Weizen unter das Commißbrod backen." An Kestner von demselben Jahr: „Pläne habe ich auch genug, zur Ausführung aber fehlt mir Sammlung und lange Weile. Verschiedenes hab ich fürs hiesige Liebhabertheater, freilich meist conventionsmäßig, ausgemünzt." Tagebuch, April 1780: „Doch ist mirs wie einem Vogel, der sich in Zwirn verwickelt hat; ich fühle, daß ich Flügel habe und sie sind nicht zu brauchen." Als er Knebel die Anfänge von Wilhelm Meister geschickt und dieser das Werk gelobt hatte, erwiderte Goethe, 3. Juli 1783: „Was du daran lobst, habe ich wenigstens zu erreichen gesucht, bin aber leider weit hinter meiner Idee zurückgeblieben. Ich selbst habe auch keinen Genuß daran; diese Schrift ist weder in ruhigen Stimmungen geschrieben, noch habe ich nachher wieder einen Augenblick gefunden, sie im Ganzen zu übersehen." Als Wilhelm sein Vorspiel auf dem Schloßtheater aufgeführt hatte, sagte Jarno: „Es ist schade, daß Sie mit hohlen Nüssen um hohle Nüsse spielen" und später: „Es ist sündlich, daß Sie Ihre Stunden verderben, diese Affen menschlicher auszuputzen und diese Hunde tanzen zu lehren." So sagt auch Wilhelm selbst 4, 2: „Wie will der Weltmann bei seinem zerstreuten Leben die Innigkeit erhalten, in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd sein darf, der einen solchen Antheil am Werke nehmen will, wie der Künstler ihn wünscht und hofft." Es ist, als zielten die letzten Worte auf des Dichters

Publikum in Weimar; es bestand aus einem Halbdutzend Personen, denen er neu entstandene Fragmente und Kapitel vorlas, dem Herzog, den beiden Herzoginnen, Herders, Frau von Stein, in zweiter Linie Knebel und Wieland. Aber daß die Genannten, sowohl was jene Innigkeit, als was ästhetische Bildung überhaupt betrifft, eines solchen Dichters würdig gewesen wären, darf man wohl bezweifeln. Der Herzog besaß Verstand, daneben auch ein gut Theil harmloser Roheit; wenn er sich gleich zu Anfang Goethe zum Gefährten wählte, so bewog ihn nicht Sympathie mit dessen Seelenleben, sondern außer den bestechenden Eigenschaften von Goethe's Persönlichkeit die Voraussetzung, der geniale Jüngling werde ihm helfen, die conventionellen Fesseln zu sprengen und in Kraft und Genuß die untersten Gründe aufzuwühlen. Aber der tägliche Umgang mit dem überlegenen, eben so liebenswürdigen als energischen Freunde hob ihn eine Weile über sich selbst hinaus, er täuschte sich eine Geistesverwandtschaft mit ihm an. Er begann sich für Steine, Blumen, Knochen, für Oelbilder, Kupferstiche, Medaillen und natürlich auch für Poesie zu interessiren. In der Iphigenie spielte er in Merck's Gegenwart den Pylades neben Goethe, den Orestes — mit Vertauschung ihrer Rollen im Leben, denn um diese Zeit war es schon Orestes, der Maß und Besonnenheit lehrte. Drei Jahre später gefiel ihm das Gedicht auf Mieding's Tod ganz besonders — obgleich wir jetzt urtheilen müssen, daß für einen so großen und einzigen Dichter der Stoff gar zu unbedeutend ist: Mieding war im höfischen Cirkel eine beliebte Figur, die zu vielen Späßen Gelegenheit gab, und die Trauerrede auf seinen Tod doch nur ein zu Kurzweil dienendes Gesellschafts- oder Hofpoem. Was das Drama überhaupt betrifft, so hielt der Herzog bis zuletzt an der französischen Form desselben fest, trotz aller Wirkungen des Sturmes und Dranges; er folgte gern in Allem der Richtung des verwandten Hofes in Potsdam —

wie ja auch der Prinz in Wilhelm Meister, der ein Abbild des Prinzen Heinrich von Preußen sein soll, eine Vorliebe für Racine hat und dadurch Wilhelm Gelegenheit giebt, eine geistvolle Lobrede auf diesen Theaterdichter zu halten. „Vielleicht, schreibt Goethe am 3. Febr. 1781 der Freundin, käme der Herzog, und Sie steckten den Cinna ein", mit dem also Se. Durchlaucht unterhalten werden sollte. Als ihm der in Rom endlich vollendete Egmont bekannt geworden war, hatte er viel daran auszusetzen: „Bemerkungen, welche Sie mir schreiben", erwiderte Goethe den 28. März 1788, „sind zwar für den Autor nicht sehr tröstlich, bleiben aber doch dem Menschen äußerst wichtig." „Einiges, was Ihnen nicht behagte, liegt in der Form und Konstitution des Stücks und war nicht zu ändern, ohne es aufzuheben" — mit anderen Worten, der Aufbau in Weise Shakespeare's, der historische Gehalt des Dramas war dem Herzog nicht genehm. Auch gegen Tasso hatte er von Anfang an eine Abneigung. Er rieth dem Dichter davon ab; bei der Ausführung hatte dieser nicht bloß die Schwierigkeit der Sache, sondern auch das Vorurtheil des Fürsten zu überwinden (an den Herzog aus Rom den 28. März 1788 und aus Weimar den 1. October desselben Jahres). Die Form konnte dem hohen Beurtheiler hier keinen Anstoß geben, vielleicht aber fürchtete er die Anspielungen, die möglichen Beziehungen auf seinen eigenen Hof, oder vielmehr der Gegenstand war ihm zu modern, da die französische klassische Tragödie, wie bekannt, nur entfernte Stoffe zuließ. Indeß, zum Dichten hatte er den jungen Goethe nicht nach Weimar berufen und wenn er sich dessen poetischer und Phantasiewelt zuweilen näherte, so „hinderten doch die Knoten in dem Strange seines Wesens eine ruhige, gleiche Aufwicklung des Fadens", und „der Frosch ist fürs Wasser gemacht, wenn er gleich auch eine Zeitlang sich auf der Erde befinden kann" (beide bittern Gleichnisse in dem vertrauten Briefe an Fr. von Stein vom 10. März 1781). Später, in der

Zeit Schillers, interessirte den Herzog zwar das Theater, wie von jeher, aber der Gesichtspunkt wurde immer französischer, immer verständiger. Beide Dichter übersetzten ihrem Herrn zu Gefallen, der Eine zwei Stücke des Voltaire, der Andere eins von Racine, und von dem Mahomet des Ersteren hoffte der Fürst, es werde damit eine „Epoche in der Verbesserung des deutschen Geschmacks" angehen (an Knebel, Januar 1800; es sollte also die Gottschedische Zeit wiederkommen)! Von Schillers Dramen war ihm keins nach Sinn; am Wallenstein fand er nur die ausnehmend schöne Sprache zu loben; die Jungfrau von Orleans durfte gar nicht aufgeführt werden, weil eine damals beim Herzog allmächtige Schauspielerin aus weiblichen Gründen die Rolle nicht übernehmen konnte und sie doch keiner Andern abtreten wollte; an der Braut von Messina machte er eine Menge Ausstellungen, er klagte über den unnützen bilderreichen Schwulst der Sprache, über die unausstehlichen Härten in den Versen, die undeutschen Worte und Wortversetzungen, die Knittelverse mitten im Pathos u. s. w. (in dem Brief an Goethe vom 11. Febr. 1802). So urtheilte er höchst nüchtern, nicht viel anders als einst sein Großoheim Friedrich der Große, und wenn Goethe ihn dankbar seinen August und Mäcen nannte, so war Schiller kühn genug, in dem Gedicht „An Goethe" dem Herzog die nöthige Belehrung zu ertheilen und in der „deutschen Muse" für Deutschland auch das Augustische und Medicäische Zeitalter abzulehnen. Als im Jahre 1817 die Frau von Heygendorf, eben die obige Jungfrau oder vielmehr Nicht-Jungfrau von Orleans, es durchsetzte, daß der Hund des Aubry aufs Theater kam und Goethe in Folge dessen ohne viel Umschweif seinen Abschied erhielt, soll dieser ausgerufen haben: Karl August hat mich nie verstanden! Dies war im Grunde der richtige Ausdruck des Verhältnisses zwischen beiden. Indeß, Unterstützung, Schutz, Duldung gewährte Karl August unsern höchsten Klassikern dennoch, und so war er zwar nicht in vollem,

doch in gewissem Sinne ihr Augustus und Mäcenas oder Medicäer. Und dann — wie tief standen die andern damaligen Fürsten deutscher Nation noch unter dem Weimarer Herzog und Großherzog!

Die beiden Herzoginnen waren als Frauen und Fürstinnen kaum im Stande, den Gehalt der Goetheschen Dichtung auch nur von ferne zu erfassen; sie konnten sich nur an das Nächstliegende, an die Form halten, und diese sagte als solche wenig, war einfach und unscheinbar. Die Herzogin Luise wird als eine stille Frau geschildert, der ein leiser Gang des Lebens am meisten zusagte und die, wenn sie wirklich für ein Gelesenes Empfänglichkeit besaß, doch mit ihren Urtheilen und Eindrücken zurückhielt. Daß ihr Gatte in den ersten Jahren der Ehe sich dem wilden Leben ergab, schmerzte sie tief, wie ihre Briefe in die Heimath bezeugen — wie hätte sie den gern sehen können, der der Verführer, der eigentliche Urheber schien! Sie ist ja mit der Lila in Goethe's Singspiel dieses Namens gemeint, die von der Idee beherrscht wird, böse Geister hielten ihren Mann gefangen: doch wird sie in dem Stücke geheilt und der Freude wiedergegeben, und so mag es auch in der Wirklichkeit geschehen sein. Ganz wohl aber ward es ihr in dem Treiben des lockern Musenhofes niemals. Dagegen war die Herzogin Mutter ein lebenslustiges, heiteres Wesen (sie war 1739 geboren, also, als Goethe nach Weimar kam, 36 Jahre alt) und unter andern Dingen trug ja auch die Poesie, wenn man dieses Wort hier brauchen darf, so wie ein wenig Kunst und Wissenschaft zum Vergnügen bei; Aufführungen, Scherze und Schwänke, Beleuchtungseffekte, Masken, ein eigenes handschriftliches Journal mit Beiträgen der Herren und Damen vom Hofe u. s. w. — dies und Aehnliches bildete ihr Element und im Kleinen war ihr Ettersburg und Tiefurt, was etwa Trianon dem Versailler Hof oder Zarskoje-Selo der Kaiserin Katharina von Rußland. Was sollten ihr Iphigenie oder hin und wieder ein paar neue

Kapitel des Wilhelm Meister?*) — Aber ein echter Zuhörer, so sollte man meinen, war Herder und unter seiner Leitung auch Frau Caroline Herder. Eine lange Freundschaft verband ja beide Männer — aber auch diese nur wegen der Weichheit, Nachgiebigkeit, Herzlichkeit und reifen Selbstbildung des Einen von Beiden. „Goethe ist ein Dichter," sagten die Brüder Schlegel im ersten Bande ihres Athenäums, „von dem es nie entschieden werden kann, ob er größer oder liebenswürdiger sei." Grade umgekehrt — Herder. Als es sich für diesen drum handelte, in Weimar zu bleiben oder einen Ruf nach Göttingen anzunehmen, da sagte Goethe, wie Caroline ihrem Manne schreibt: „Sein Gemüth bringt er ja überall mit." (Coelum, non animum mutant, qui trans mare currunt.) Wie wahr! Er brachte sein Gemüth nach Italien, er brachte es in das Verhältniß zu Goethe und hätte es zu seinem Unglück auch nach Göttingen gebracht. „Herder fährt fort, sich und Andern das Leben sauer zu machen," heißt es in einem Briefe Goethe's an Lavater vom September 1780. Er konnte einsichtig, anerkennend sein — wenn man es glücklich traf. Am 1. Juli 1781 schreibt Goethe: „Herder war gar gut; wenn er öfter so wäre, man möchte sich nichts Besseres wünschen." Als er auf Goethes Bitte den Götz von Berlichingen zum Behufe der neuen Ausgabe kritisch durchgegangen war, schickte er das Exemplar mit den warmen Worten zurück, Juli 1786: „Hier hast Du Deinen Götz, Deinen ersten, einigen, ewigen Götz mit innig bewegter Seele. Gott segne

*) Frau von Stein schilderte ein halb Jahr nach Goethe's Ankunft das herzogliche Haus folgendermaßen (in einem französischen Briefe an den Arzt Zimmermann): „Ein Regierender, mit sich und aller Welt unzufrieden, täglich sein Leben, das ohnehin von keiner guten Gesundheit gehalten wird, aufs Spiel setzend, ein noch schwächlicherer Bruder, eine kummervolle Mutter, eine mißvergnügte Gattin, Alle insgesammt gutmüthige Geschöpfe, aber nichts, was in dieser unglücklichen Familie zusammenstimmte."

Dich, daß Du den Götz gemacht hast, tausendfältig." Und gleich Anfangs, als Götz zuerst erschienen war und Herder vor Augen kam, hätte er da nicht jubeln und jauchzen müssen, daß Alles, was er selbst gelehrt und gepredigt, in einer genialen Dichtung voll Kraft und Mark wirklich geworden war? Aber er zog vor, heute zu loben (sogar gedruckt, obgleich auch da nur andeutungsweise), morgen zu bekritteln und spöttisch zu verkleinern. Sich an Goethe zu erfreuen, ihn neben sich zu dulden, dazu war sein Sinn nicht groß genug. Alle Gegenstände und Personen und ihre Werke rückten in seinen Urtheilen immerfort aus Licht in Schatten und aus Schatten in Licht; hatte er Jemand tief gekränkt, dann war er verwundert, daß seine Worte so hatten genommen werden können. Besonders die Briefe aus Italien lehren uns diese haltungslose Gemüthsart kennen: unaufhörliche Widersprüche, harte Ungerechtigkeit, die dann, wenn der Andere sie empfunden hat, alsbald zurückgenommen wird, Schüchternheit, wo ein offenes Wort gefordert war (z. B. Dalberg gegenüber), Freundlichkeit sogleich übergehend in Streit und Bitterkeit, niedrige Eifersucht und hochfahrende Eitelkeit neben gleich folgenden Redensarten, wie: doch will ich nicht richten, um nicht gerichtet zu werden u. s. w. Goethe's Eugenie war ihm Anfangs das höchste Meisterwerk, weil er damit den von ihm über Alles gehaßten Schiller gedemüthigt glaubte: nachher aber brauchte er wieder Goethe gegenüber ein kritisches Wort über das Drama, das beide Männer auf ewig geschieden hätte, wenn nicht der eine von ihnen bald darauf die Augen im Tode geschlossen hätte*). — Verglichen mit Herder, blieben Wieland und Knebel in einiger Entfernung bei Seite. Wieland, immer freundlich und

*) Niebuhr sagte wohl nicht zu viel, wenn er über Herder schrieb: — „der sich nie an etwas freute, sondern immer das Lob zu beschränken und zu modificiren suchte, damit es nicht freudig sei". Und Merck schrieb seiner Frau, d. 14. Febr. 1774, er und Goethe hätten gezweifelt, ob das

gut, war gleich Anfangs von Goethe's Erscheinung wie berauscht, und gab seiner Bewunderung in dem schönen Gedicht Ausdruck, das ihm Lessing, den der Haß verblendete, so herbe verwies. Goethe war in der ersten Zeit viel in Wieland's Hause und der Dichter Wieland stand in seiner Schätzung noch lange, ja bis ans Ende hoch. „Wenn ein deutscher Dichter ist, so ist ers", heißt es mit Bezug auf Oberon in einem Briefe an Kestner vom Jahre 1780 und das kleine anmuthige Gedicht: „Geweihter Platz" geht ursprünglich auf Wieland, der die Gesänge und Tänze der Nymphen und Grazien belauscht hat und sie weiter den Musen anvertraut. Wieland's mehr süddeutsche, leichte und menschliche Empfindungsweise mußte Goethe als verwandt anziehen — dennoch bildete sich kein bleibendes Verhältniß, und Wieland gehörte nicht zu denen, für die Goethe seine Dichtungen bestimmte. Es fehlte den Wieland'schen Gestalten zu sehr an Wirklichkeit, ihm selbst an Seelentiefe: für die Sehnsucht, die den jüngeren Dichter um diese Zeit im Innersten bewegte, für sein Bangen und Verlangen fand er bei Wieland keinen Widerhall. Dazu kam als äußerer Grund, daß Wieland sich meistens abseits, innerhalb des Hauses und der Familie hielt und mit immer neuen, eigenen Geistesspielen beschäftigt war. Auch Knebel war ein Süddeutscher oder wenigstens Franke (geboren in Wallerstein), gebildet und welterfahren und selbst ein Dichter. Wenn wir nach seinen Briefen schließen dürfen, besaß er wohl Sinn für Goethe's Schöpfungen und beurtheilte sie mit Einsicht. Doch war er zehn Jahre lang in Potsdam unter Friedrich dem Großen Offizier gewesen und hatte seine ersten Eindrücke von der Berliner Dichterschule erhalten:

arme Geschöpf, das Herders Gattin geworden sei, an der Seite eines so sonderbaren Menschen (la pauvre compagne d'un homme aussi singulier que Mr. Herder) glücklich werden könne. Darin aber irrten Merck und Goethe, denn die Ehe, obgleich unruhig und hin und wieder durch Stürme bewegt, war doch keine unglückliche.

der Schritt von Ramler bis zu Goethe mußte schwer sein, auch sind seine eigenen poetischen Versuche etwas kalt, lateinisch und phantasielos. Da er viel von Weimar abwesend sein mußte und war, so konnte er nicht zu Goethe's Nächsten gehören; doch erhielt sich der Verkehr mit ihm, wenn auch durch einzelne Trübungen unterbrochen, länger, als mit manchem Andern, — bis zu Goethe's Tode. Wäre Merck in Weimar ansäßig gewesen — er wäre dem Dichter oft unbequem geworden, aber er hätte ihn begriffen und von mancher Vergeudung seiner Kraft und seiner Zeit zurückgehalten. Ueber ihn bemerkt das Tagebuch 13. Juli 1779: „Da er der einzige Mensch ist, der ganz erkennt, was ich thue, und wie ichs thue, und es doch wieder anders sieht, wie ich, von anderem Standpunkt, so giebt das schöne Gewißheit". Er war der einzige Mensch — aber Charlotte von Stein, erkannte die ihn auch nicht? Ueber diese Geliebte des Dichters richtig zu urtheilen, ist bei dem Mangel unmittelbarer, von ihr selbst ausgegangener Zeugnisse ungemein schwierig. Sie zu tief herabsetzen, wäre ein Frevel gegen den Dichter selbst, der zwölf Jahre hindurch in grenzenloser Hingabe allen Reichthum seiner Gaben an ihr verschwendet hätte. Dennoch können wir ihr nicht zutrauen, daß sie deutlich sah und ganz empfand, was sie an ihm besaß: sie war ein Weib, eine Hofdame, unter den damaligen Umständen, auf der damaligen Bildungsstufe, in höfisch-französischer Form und Richtung — wie hätte sie die Lebensbilder und die Prosa Wilhelm Meisters, die religiöse Erhabenheit der Oden u. s. w. in ihrer Tiefe ermessen können? Und wenn sie es konnte, hätte sie dann nicht ihre Liebe an die Bedingung knüpfen müssen, daß er zuvor seinen Faust oder den Elpenor u. s. w. vollendete? Und hätte sie ihn nicht nach Kräften von den profanen Geschäften abgelenkt und immer wieder auf seinen größten, heiligsten Lebensberuf gewiesen? Oder als bedeutungslos zugelassen, daß er heute an Iphigenie arbeitete und morgen Rekruten auslas,

um dem kleinen Herzog in Sachsen ein lächerliches Militair zu schaffen? Freilich sind die Weiber alle Verschwenderinnen und wenn sie ein Genie, ein Höheres in ihrem Dienst verbrauchen, so kümmert sie das wenig. „Wenn die Männer," sagt Goethe selbst, „sich mit den Weibern schleppen, so werden sie so gleichsam abgesponnen, wie ein Wocken." Wohl schmiegte sich Frau von Stein auch in poetischen Dingen ihm an und suchte sich in sein Dichten hineinzufinden, aber worin sie ihm überlegen war und ihn erzog und seine Bekenntnisse empfing — es war das Leben in gewählterer Gestalt, der feinere gesellige Verkehr, die Behandlung der Menschen,

die arme Kunst, sich künstlich zu betragen.

Als er im August 1784 mit dem Herzog den braunschweigischen Hof besuchte, hatte sie ihm auferlegt, ihr von dort in französischer Sprache zu schreiben. Das Französische sollte ihm geläufig und natürlich werden; er sollte werden, wie die damaligen Prinzen und Edelleute, die nur mit ihren Kutschern deutsch sprachen, sonst aber französisch zu denken und zu sprechen und zu schreiben gewohnt waren. So mußte der, durch den die deutsche Sprache aus dem Aschenbrödel zur Fürstin ward, sich üben, es auch in der äußern Art den Hofleuten gleichzuthun! Aber wahrhaft vornehm zu sein, nicht bloß innerlich, sondern auch vor den Augen und Ohren Anderer, war in jener Lebensperiode sein nächstes Anliegen — und so legte er Abends und in jeder freien Stunde Alles, was er gethan, was ihm innerlich und im Getriebe des Tages widerfahren war, ihr zu Füßen und nahm ihre Billigung, wohl auch ihren Vorwurf, die Hinweisung auf den Ruf und das Urtheil der Welt in Demuth und Dankbarkeit entgegen. Dann aber kam die Zeit, wo der Jüngling zum Manne geworden war und dieser mit sich selbst Frieden geschlossen hatte und keines Seelentausches mehr bedurfte — und da konnte ihm Frau von Stein nicht mehr

Alles sein. Sie war alt, eine Matrone geworden, etwas grämlich war sie immer gewesen; auf das conventionell Sittliche, Züchtige hatte sie immer gedrungen. Als er dann seinen Egmont aus Italien einschickte, da nahm auch Frau von Stein das Drama ungnädig auf: wie wir aus des Dichters Antwort sehen, mißfiel ihr die Erhebung Klärchens, der „Dirne", zu einer Prophetin der Freiheit — also auch hier der Gesichtspunkt des Geziemenden, nicht der poetische, auf welchem letzteren Klärchens und Egmonts Liebe ihr ideales Recht in sich selbst hat und keiner bloßen Zulassung bedarf oder wohl gar Strafe fordert.

Das also war das kleine Publikum, das ihn umgab und dem er sich mittheilte! Alles in Allem waren es doch gewöhnliche, recht sehr prosaische Menschen, und er der Königssohn unter den Hirten oder nach seiner eigenen Fabel der Adler unter den Tauben und Täubchen. Und doch bedarf der Genius, und je größer er ist, um so mehr, der Einstimmung und Freude, des Gegenklanges von außen, nur dieser reizt ihn, sich zu öffnen, die gesammelten Schätze gern herzugeben, die Scham, die Schmerzen zu überwinden, die mit jeder Ablösung vom Herzen verbunden sind. Aber er fühlte sich oft genug allein. Er vergleicht sein Inneres „einem Kästchen voll allerlei Schmucks, Goldes und Papiere", das in einen Brunnen versenkt ist; schon ehe er nach Weimar kam, hatte er oft mit dem Propheten schmerzlich ausrufen müssen: ich trete die Kelter allein, und er mochte sich damals stellen, wie er wollte, so war er einsam; von ähnlichen Aussprüchen der Weimarer Zeit führen wir nur die zwei Stellen an: Brief an Frau von Stein, 1. Januar 1780: „Ich stehe von der ganzen Nation ein für alle Mal ab, und alle Gemeinschaft, die man erzwingen will, macht was Halbes, indeß führ ich mich so leidlich auf als möglich", und aus dem Tagebuch, 13. Mai 1780: „Was ich trage an mir und Andern, sieht kein Mensch. Das Beste ist die tiefe Stille, in der

ich gegen die Welt lebe und wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können!" Auch die Regierungsthätigkeit, der er seine höchste Bestimmung so vielfach geopfert hatte, bereitete ihm jetzt nur bittere Empfindungen: sie zeigte sich als vergeblich. Eine Menge Aeußerungen im Briefwechsel der späteren Jahre, halb unterdrückte Seufzer, verrathen den äußeren Mißerfolg, die innere Mißstimmung. Elpenor:

Wer alt mit Fürsten wird, lernt Vieles, lernt
Zu Vielem schweigen.

1786, 9. Juli, also kurz vor der italienischen Reise: „Ich sage immer, wer sich mit der Administration abgiebt, ohne regierender Herr zu sein, der muß entweder ein Philister oder ein Schelm oder ein Narr sein"*). Noch zehn Jahre später, als es sich drum handelte, ob Fritz von Stein in preußische Dienste treten oder in Weimarischen Staats- und Hofämtern allmählich emporsteigen solle, schrieb er der Mutter des jungen Mannes: „Wer gerne leben mag und ein entschiedenes Streben in sich fühlt, einen freien Blick über die Welt hat, dem muß vor einem kleinen Dienst wie vor dem Grabe schaudern. Solche enge Verhältnisse können nur durch die höchste Consequenz, wodurch sie die Gestalt einer großen Haushaltung annehmen, interessant werden." Die Verschwendung, die Vergnügungssucht des Hofes, die Reisen und Jagden, die Gastfreundschaft und die Bewirthung schmarotzender Edelleute u. s. w. ließen keinen Wohlstand im Lande aufkommen. Warum aber zog er die Hand nicht eher von dem Werk ab, warum floh er nicht früher? Da es wie mit der Dichtung, so auch mit den Geschäften nicht gehen wollte? Da er schon im Jahre 1782 an Knebel geschrieben hatte: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden gesät,

*) Einen ähnlichen Ausspruch soll Bismarck gethan haben, nur daß er statt Administration ein anderes Wort brauchte, ich glaube Politik.

und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen, und ich finde mein jugendliches Glück wiederhergestellt —?" Erstens wurde ihm, wie wir glauben, die Trennung von Frau von Stein damals schwer, ja unmöglich: beginnt doch die an die Geliebte gerichtete Strophe vom Jahr 1784 mit den Worten:

Gewiß ich wäre schon so ferne, ferne,
So weit die Welt nur offen liegt, gegangen,
Bezwängen mich nicht übermächtge Sterne,
Die mein Geschick an Deines angehangen.

Andrerseits — so erdrückend die Last der politischen Arbeit und des Hofdienstes auf ihm lag, eine einflußreiche, hochangesehene Stellung mit dem Nichts, der Einsamkeit freiwillig zu vertauschen, ist ein Entschluß, der gern aufgeschoben wird; man nenne es nun Ehrgeiz oder anders, es kann keinen Schatten auf ihn werfen. Zuletzt aber mußte doch gewaltsam abgebrochen werden — er mußte sich wieder an die Welt, an seine Nation, an das literarische Publikum wenden, statt sich von der Weimarer und Gothaer und Erfurter nichtigen Geselligkeit aufzehren zu lassen. So begann er die Herausgabe seiner Schriften, knüpfte an seine Jugend an, da er noch ein freier Dichter gewesen war, eilte nach Italien, wohin er schon vor elf Jahren auf dem Wege gewesen war, und sandte von dort die Iphigenie und den Egmont an den Drucker und Verleger, dann nach der Rückkehr auch den halbfertigen Faust und Torquato Tasso, dieses Gegenbild seines eigenen tragischen Weimarer Schicksals. Wie die allgemeine Aufnahme war, mag hier mit A. W. Schlegel's Worten ausgedrückt werden: „Nachdem die sogenannte Sturm- und Drangperiode in den siebziger Jahren des Jahrhunderts ausgetobt hatte, ließ sich in den Achtzigern eine gewisse Erschlaffung spüren, die durch mancherlei zusammentreffende Umstände vermehrt ward. Die Lethargie war so unerwecklich, daß selbst das Wiederauftreten jenes

großen Geistes, welcher zu der vorhergehenden Periode den ersten Anstoß gegeben hatte, und dessen Jugendwerke, die auf dem Standpunkte einer umfassenden historischen Kritik nur als vorläufige Protestationen gegen die Anmaßungen der konventionellen Theorie erschienen, damals das Ziel verkehrter Nachahmungen gewesen waren, — daß selbst das Wiederauftreten Goethe's, sage ich, in der Gestalt des reifen, selbständigen, besonnenen Künstlers unmittelbar keine sichtbare, bedeutende Wirkung hervorbrachte" (im zweiten Bande der Charakteristiken und Kritiken 1801). Besonders die Iphigenie in ihrer reinen Formenschönheit und klassischen Stille wurde mehr als ein völlig Fremdes mit großen, verwunderten Augen angestaunt, als begriffen und genossen. Schon die Künstler in Rom, denen er sie vorlas, „konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden", und die „fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft wollte ihnen kaum zu Sinn". Wie das Stück aber den Schauspielern vorkam, kann uns das Urtheil Iffland's lehren, dieses höchst unpoetischen Hannoveraners, dem nach Landesart alles Ideale unfaßbar war, außer in Gestalt gutmüthiger Familienmoral und bürgerlicher Rechtschaffenheit. Er schreibt, nachdem er die Handschrift gelesen, an den Freiherrn v. Dalberg 2. October 1785: „Ich finde nicht, was man davon sagte! Seinsollende griechische Simplicität, die oft in Trivialität ausartet, sonderbare Wortfügung, seltsame Wortschaffung und statt Erhabenheit oft solche Kälte, als die, womit die Ministerialrede beim Bergbau zu Ilmenau geschrieben ist." Aehnlich wird im Durchschnitt die Stimme der übrigen Zeitgenossen gelautet haben. Das Drama war kalt, denn es war nicht sentimental, sondern bloß seelenvoll und innig und fromm; es war ganz ethisch, aber es predigte nicht Moral; das Pathos rauschte nur wie eine mächtige, unterirdische Quelle; das Kolorit war zu zart, um der groben Auffassung der literarischen Menge fühlbar zu werden. Auch Egmont fand einen Kunstrichter,

der diesem Drama nicht gerecht wurde — es war Schiller. Schiller war damals gegen Goethe nicht freundlich gestimmt, dieser war ihm zu vornehm, zu glücklich: die Lebensloose waren Beiden zu ungleich und nicht nach Verdienst zugetheilt worden; daß auch Goethe vielfaches und tiefes inneres Unglück erfahren hatte, war aller Welt verborgen; mit den Niederlanden jener Zeit hatte sich Schiller mannichfach beschäftigt, sowohl in einem eigenen historischen Werke, als dramatisch im Don Carlos; so hielt er sich zum Beurtheiler berufen — mit dem stillen Vorbehalt, damit seine eigene Sache zu führen. Er fand den Helden des Stückes nicht männlich genug, Freiheitsrhetorik so gut wie keine, die Schlußszene zu opernhaft. Damit aber hatte er den Charakter und eigentlichen Kern dieses Dramas ganz verfehlt. Die Tragik desselben besteht eben in dem Gegensatz eines frohen Gemüthes, sorgloser Lebenslust, der Phantasie, die von innen her den Umkreis des Daseins mit ihrem heitern Lichte bestrahlt, des offenen Vertrauens, das die Menschen für besser nimmt, als sie sind (wie Goethe war, als er nach Weimar kam), — zu der harten Wirklichkeit der politischen Dinge, der lauernden Beobachtung, der herzlosen Berechnung, ja Grausamkeit, deren der Staatsmann nicht entbehren kann. Beide Glieder des Gegensatzes sind historisch und local individualisirt, das eine in dem leichtblütigen niederländischen Volke und dessen ritterlichem Liebling, dem wachenden Träumer, dem Grafen Egmont, das andere doppelt in dem klugen Oranien und den düstern Spaniern mit ihrem Herzog Alba und seiner wie eine Mauer zusammengeschlossenen Truppe. Auch hier also, wie fast immer bei Goethe, nicht bloß die Dialektik halber Wahrheiten und einseitiger Charaktere, sondern auch die eine Seite, die des Gemüthes und der Phantasie, in schmerzlicher Tragik unterliegend, dadurch sich läuternd und in unserem Herzen ihr relatives Recht behauptend. Wir scheiden mit dem religiösen Gefühl: es konnte nicht anders sein. Der Spanier

wird gleichfalls seiner Strafe nicht entgehen — die Niederlande werden sich befreien, und Spanien wird werden, was es im 17. und 18. Jahrhundert, ja bis auf den heutigen Tag geworden ist. Auch Clärchen lebt in einer abgesonderten Welt seliger Einbildung, in der farbigen Dämmerung eines Traumes, wie bezaubert durch den Gedanken, daß dieser Mann, den alle Welt vergöttert, ihr angehört, daß der strahlende Ritter des goldenen Vließes ihr Geliebter ist (aus Rom 3. November 1787) — darum sie ihm auch am Schlusse als himmlische Lichtgestalt erscheinen kann und unmittelbar vor dem Schaffot und dem blutigen Todesstreich Alles in eine Seelenmusik sich auflöst. Egmont ist eine Gemüthstragödie und dennoch nach Ort und Zeit lebendig bestimmt, auf realem Boden, viel geschichtlicher, als irgend ein Charakter oder eine Szene im Don Carlos: dieser wunderbaren Verschmelzung entspricht der doppelte poetische Stil, der naturalistische des ersten Entwurfs und der ideale der späteren Vollendung; es ist ein Uebergangsdrama, ein Götz von Berlichingen, der sich zur Iphigenie umbildet. Egmont zum Familienvater machen, wie Schiller verlangte, mit den dazu gehörigen rührenden Auftritten, würde dem ganzen Sinn des Stückes zuwider sein — für welches grade das heimliche Liebesglück und auch die Phantasie-Erscheinung am Schlusse organisch und harmonisch ist. Von Clärchens Liede: Freudvoll und leidvoll spricht Schiller nicht — wirkte es nicht besonders auf ihn? Es wiegt freilich Schiller's ganze Liebeslyrik auf: man vergleiche nur den Zauber und die Innigkeit dieser Melodie mit Theklas „der Eichwald brauset" oder Egmonts Besuch bei Clärchen mit dem, was Max und Thekla oder auch Rudenz und Bertha einander sagen! Von den Geringeren gar nicht zu reden!

Aber nicht bloß durch diese Kritik, auch durch seine eigenen Werke trat Schiller der neuen Goethe'schen Dichtung hindernd in den Weg. Die letztere glänzte nicht, sie war tief und still;

Schiller's feurige, blühende Diktion aber setzte die Gemüther des großen Publikums in eine Erregung — daß die Stimme des älteren Dichters nicht mehr vernommen wurde. Selbst die kleine Gemeinde in Weimar, die Goethe glaubte erzogen zu haben, sowohl die Männer („die wilden Studenten"), als die „gebildete Hofdame" (Frau von Stein) fand er bei seiner Rückkehr von Schiller und Heinse hingerissen. Er war „sehr betroffen" und glaubte all sein dichterisches Thun verloren. Schon beim Austritt aus Italien hatte er in trauriger Ahnung geschrieben, an Knebel, Mailand den 24. Mai 1788: „Ich bringe Vieles mit, wenn Ihr nur im Falle seid, es zu genießen". Da Schiller mit seinen Räubern schon 1781 aufgetreten war, so muß man sich verwundern, daß in der Weimarer Correspondenz bis zur italienischen Reise nirgends von diesem Erstlingsstücke und den gleich folgenden beiden Dramen die Rede ist. Als Goethe im Januar 1786 in Gotha den Reichard'schen Theater-Kalender las und der deutschen theatralischen Wirthschaft „ordentlich nachrechnete und Alles umständlich balancirte", — da war ihm diese noch nie „so leer, schal, abgeschmackt und abscheulich" vorgekommen, aber in dem ganzen Klagebrief über die „deutsche Theater-Misère" kein Wort über die rohen, aber genialen Dramen eines Jünglings mit Namen Schiller. Am Weimarer Hofe herrschte eben gegen deutsche Literatur Gleichgültigkeit; man las, wie an allen Höfen und beim Adel überhaupt, nur neue französische Bücher, Diderot, Voltaire, Rousseau, St. Martin, Mirabeau, Necker's Compte rendü" u. s. w. und war glücklich, wenn man einen Brief des Barons von Grimm erhascht hatte. Aber während Goethe's Abwesenheit in Italien war das neue Gestirn auch in Weimar aufgegangen; Schiller war selbst nach Weimar gekommen, hatte bei Wieland und Herder, in einigen Häusern des Adels günstige Aufnahme gefunden, ja mit der Familie von Lengefeld ein zartes Band anzuknüpfen begonnen; er fand

Goethe's Ansehen fest gegründet und konnte sich eines bitteren Gefühls gegen den, der ihm überall, gesellig und poetisch, eine Schranke setzte, nicht erwehren. Goethe seinerseits fühlte sich durch den rohen Geschmack und die ethische Unreife seines Nebenbuhlers angewidert; Gedichte wie die Freigeisterei aus Leidenschaft und die Resignation und das Lied an die Freude mußten ihn abstoßen und die hochgehende Bewunderung der feurigen Jamben des Don Carlos im Gegensatz zu den wie aus Seiden- und Goldfäden gewobenen Gesprächen seines Tasso ihn tief verstimmen. Ueber Tasso erlaubten sich die Göttinger Gelehrten Anzeigen am Schlusse einer kühlen Kritik die Aeußerung: „Keine der handelnden Personen ist so geschildert, daß man ihr Wohl und Wehe zu dem seinigen machen könnte. Tasso selbst erregt nur eine mit Unmuth über sein grillenhaftes Betragen gemischte Theilnahme, und die Prinzessin äußert zu matte, kränkliche Gefühle, als daß man lebhaften Antheil daran sollte nehmen können." (1790, Stück 93; die Recension rührte von A. W. Schlegel her, der freilich damals noch nicht 23 Jahr alt und Bürger's Zögling und Schiller's Bewunderer war.) Aehnlich äußerte sich um dieselbe Zeit der jüngere Graf Stolberg in einem Briefe an Jacobi: „Was sagen Sie zu Goethe's Tasso? Mir mißfällt er tout uniment. Warum giebt er dem kleinlich stolzen, großmüthelnden Antonio diese Superiorität über den Zögling der Muse und der Grazie? Einzelne Züge sind vortrefflich." Waren nun Goethe's gesammelte Schriften unter so ungünstigen Umständen hervorgetreten, und genoß und würdigte sie eigentlich Niemand, und schien auch aus den Meldungen des Verlegers hervorzugehen, daß der Absatz den Erwartungen nicht entsprach, — so begann das letzte Decennium des Jahrhunderts mit einer doppelten geistigen Strömung, die den Dichter ganz einsam machen mußte, wir meinen die Lehren der französischen Revolution von Westen und die Kantische Philosophie vom äußersten Nordosten her. Beide waren, wie auch

schon von Andern bemerkt worden ist, innerlich verwandte Erscheinungen, die letzte Vollendung des das ganze Zeitalter beherrschenden Geistes. Die Revolution, eine Empörung gegen den tragenden Naturgrund und gegen alle historischen Zusammenhänge und Bedingungen, construirte den Staat nach der Willkühr des sogenannten Vernunft- und Naturrechts; sie schnitt ab, was dieser Construction im Wege stand, auch wenn es Ströme von Blut kostete; sie betrachtete die Individuen als wesentlich gleich, als bloße Ziffern, und regulirte ihr Leben nach abstrakt-mechanischen Formeln. Das konnte allerdings nur zum Schein und für eine kleine Weile gelingen, wie wir nur für einige Augenblicke auf dem Kopfe gehen können. Aber damals war dies die neueste, höchste Weisheit, der letzte Schluß der ganzen Geschichte und eine neue Universal-Chronologie sollte mit der französischen Republik beginnen. Auch der Kantische Kriticismus pflanzte das Banner der absoluten Freiheit des Subjekts auf und brachte so die Aufklärung zu ihrem systematischen und speculativen Ausdruck. Kant war der genaue Buchhalter, der die Activa und Passiva des bisherigen dogmatischen Denkens reinlich auseinander hielt, und was sich dabei ergab, war Folgendes. Eine Weltvernunft, objektiven Geist gab es nicht; alle Erkenntniß war nur subjektiv, das Subjekt bringt die Kategorien, d. h. alle Form der Wahrheit, ihre Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu dem todten Stoffe hinzu und das Ansich der Dinge verbirgt sich in einem unerreichbaren Jenseits. Zum positiven Ersatz diente der apriorische Freiheitsbegriff, die Selbstbehauptung gegen natürliche Antriebe, der Rigorismus sittlicher Postulate, die Autonomie der praktischen Vernunft. Beides, der Bau eines neuen Staates in der Abstraktion von allen organisch-lebendigen Kräften und die Kantische dualistische Moral und Verläugnung der Natur mußte Goethe tief mißfallen: den Kantianismus ließ er gewähren, blickte aus der Ferne verwundert hinüber, eignete sich im Laufe der Zeit eine oder die andere

Nebenpartie an, sie durch Anschauung näher bringend und belebend, aber erst mit Schelling, zehn Jahre später, hatte sich eine Denkart aufgethan, zu der er offen und mit Freuden sich bekannte. Die Revolution aber bekämpfte er in einigen Zusätzen zu Faust, in den Venetianischen Epigrammen, in besonderen Dramen; die letzteren konnten keinen Beifall gewinnen, nicht bloß dieser Gesinnung wegen, sondern als mißlungene, ja geistlose Werke — die er erst später, als die innere Stimmung sich geläutert hatte, durch Hermann und Dorothea und Eugenie wieder gut machte. Schon milder war die Lebensansicht im Reineke Fuchs. Da herrscht in reizender Grazie der Form, in zwangloser Fülle der Worte, ein heiteres Behagen an dem Lauf der Welt, durch den der abstrakte politische Idealismus sich überall als hohle Einbildung erweist. Aber auch Reineke Fuchs machte keinen Eindruck; Körner fand die Arbeit unbedeutend und eines Dichters, wie Goethe, nicht würdig — worauf Schiller nur zu erwidern wußte, ihm gefalle der homerische Ton, in dem das Gedicht abgefaßt sei.

Ganz anders, vielmehr grade umgekehrt, verhielt sich Schiller dem herrschenden Zeitgeiste gegenüber. Der französischen Revolution hatte er in seinen bisherigen Werken deutlich präludirt; er hatte in zwei Geschichtswerken, dem Abfall der Niederlande und dem dreißigjährigen Krieg, zwar nur geringen Sinn für historische Realitäten und deren eigene innere Bewegung, dafür aber glänzende rhetorisch-stilistische Kunst bewiesen; seinem heroischen Ideal mußte die Kantische Moral besonders zusagen:

Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl —

und in seinen philosophischen Abhandlungen, deren ganze Anlage bis auf die Satzbildung hinab antithetisch ist, bemüht er sich immerfort, die Kantischen Verstandesbestimmungen in höhere Einheit aufzulösen und den dürren Formeln der Reflexion ein

warmes Lebensblut einzuflößen. So schienen beide Männer zwei ganz verschiedenen Welten anzugehören, der Eine dem achtzehnten Jahrhundert, das in dem Absolutismus des persönlichen Subjekts sein Höchstes fand, der Andere einem längst gewesenen oder erst kommenden Zeitalter der Offenbarung des Göttlichen in Leben und Natur, der Harmonie des Ich mit der Welt; der Eine schnell berühmt, bei jedem neuen Werke mit jubelnder Begeisterung gepriesen, der Andere, der zwar auch in der Jugend viel Lärm gemacht, jetzt unbegriffen, unverstanden, zweideutigen Urtheilen ausgesetzt, von Schweigen umgeben, da Niemand wußte, was er aus ihm machen sollte.

Und dennoch finden wir beide Antipoden — auch dem Lebensalter nach so verschieden — seit dem Jahre 1794 in einem engen Bündniß der Freundschaft und gegenseitigen Austausches. Dies Bündniß dauerte etwa zehn Jahre, wie früher der geheime Herzensverkehr mit Frau von Stein, und die Menge gewöhnte sich, ja ist bis auf den heutigen Tag gewöhnt, beide Dichter als Eins zu fassen und das Gewicht beider Hälften als gleich zu schätzen. Gewiß ist Schiller mit Recht ein Liebling des Volkes, das ihn immer wieder emporhob und wiederherstellte, wenn die neue poetisch-kritische Schule ihn zurückwies und verkleinerte; dennoch schickt es sich nicht, sie beide als zwei Brüder auf demselben Throne zu bezeichnen (wie Bettina that) oder als Doppelstatue auf ein Postament zu stellen, wie sie zu Weimar in abstoßender realistischer Aeußerlichkeit zu schauen sind. Schiller war ohne Zweifel der nächste, der zweite nach Goethe, aber ein Zwischenraum blieb doch:

proximus huic, longo sed proximus intervallo —

wie das Silber ein edles Metall ist, aber dem Golde nachstehen muß. Das größere Verdienst dieser ungetrübten Einheit und der dadurch gewonnenen Doppelmacht, mit der endlich die Welt bezwungen wurde, gebührt sicherlich dem älteren Dichter,

der zugleich der mildere, reifere war; hatte er doch so lange den Umgang mit dem schwer zu behandelnden Herder aufrecht erhalten und ihn erst unterbrochen, als es gar nicht mehr gehen wollte. So schmiegte er sich auch Schiller's formalen Begriffen nach Möglichkeit an, vermied jeden Anstoß, den die stolze, oft schroffe Natur seines Freundes bereiten konnte, und erkannte die schönen Seiten in dessen Dichtungen und Abhandlungen bereitwillig an. Für sich selbst empfand er es als ein hohes Glück, daß Schiller's Theilnahme und gleiches Streben den Sieg der Idealität über den gemeinen Menschenverstand entscheiden mußte. Während dessen aber herrschte ringsum in den Zeitschriften noch immer das seichte psychologisch-moralische Gerede, die Aesthetik im Dienste der Tugend und Besserung, wie sie Mendelssohn und Garve, Engel und Sulzer, Weiße und Nicolai lehrten und gelehrt hatten. Angesichts der Schillerschen Horen und Almanache und der darin enthaltenen Gedichte war die Klage allgemein, daß die goldene Zeit vorüber und die Literatur im Verfall sei; unter der ersteren verstand man die von Uz und Gleim und Kleist und Ramler und Gellert, mit Klopstock und Wieland, besonders aber Lessing, an der Spitze; der Verfall aber zeigte sich deutlich an der Manier Schiller's und Goethe's und der um sich greifenden Kantischen Scholastik und deren verschrobener Terminologie (ganz wie jetzt die der Hegel'schen Schule betrachtet wird). Die „Würzburger Gelehrten Anzeigen" z. B. sagten am 16. März 1796 von Schiller's erstem Musenalmanach: „Aber jene einfache und edle Grazienform, die unsere Dichtkunst in dem goldenen Zeitalter ihren Geschöpfen zu geben wußte, vermißt man denn doch!" In einer zwei Jahre darauf in Berlin erschienenen „Klassischen Blumenlese der Deutschen", in der nur Stücke der so eben genannten Helden der goldenen Zeit gesammelt waren, jammerte die Vorrede, „unsere poetische Literatur sterbe jetzt winterlich ab", „die Geschmacksverderberei werde jetzt methodisch

betrieben" u. s. w. Schiller, der sich seines Werthes und der genialen Größe seines Freundes sehr wohl bewußt war, verhöhnte diese sich zurücksehnende literarische Kritik in den Xenien, die er später zum Gedicht Jeremiade zusammenfaßte:

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

und verschonte selbst Lessing und Wieland nicht, denn auf den erstern geht doch wohl der Vers:

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln —

auf den letzteren doch wohl das Distichon:

Philosophscher Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.

Anfangs erschien den Wächtern auf dem Parnaß Schiller als der schwächere, leichter zu überwindende, er war jünger, von der Dichtkunst abgefallen, in die neue Philosophie gerathen; „er strotzte", wie ein Kritiker vom Jahre 1797 sich ausdrückte, „in seiner Poesie von Gedanken, in seiner Prosa von Bildern und Blumen;" auch war er kein Staatsmann, kein Edelmann und Geheimrath, wie Goethe, — was damals mehr ins Gewicht fiel, als man jetzt denkt: so hieß es in einer Anti-Xenie:

Weil ihn Goethe besucht, so dünkt er sich Goethe der zweite,
Schiller der erste, mein Freund — bist du und bleibst du gewiß,

und in einer zweiten wurde Schiller als Hammel, Goethe in Weimar als Bock bezeichnet, der dem erstern mit seinen Hörnern geholfen habe:

Ohne den stößigen Bock fehlts dem Eunuchen an Kraft.

Friedrich Schlegel, als er wegen seiner naseweisen Bemerkungen in Reichardt's Journal von Schiller durch mehrere Xenien bestraft worden war, griff eine derselben auf:

Wem die Verse gehören, Ihr werdet es schwerlich errathen.
Sondert, wenn Ihr nur könnt, o Chorizonten, auch hier —

und erwiderte boshaft, es sei ein naives Epigramm und man erkenne leicht die Stimme dessen, der frohlockt, daß er der Andere (d. h. Goethe) scheinen könne. Doch wandte sich die Meinung auch auf die entgegengesetzte Seite, und Goethe galt als der herzlose, eitle, der nur von hündischen Schmeichlern umgeben sein wolle und alle Uebrigen, außer sich selbst, verachte, besonders aber als der unsittliche und schamlose, vor dem man Jünglinge und Töchter zu hüten habe, mit einem Wort, als der Verführer des edleren Schiller. Zwar daß er ein „glücklicher Kopf" sei, mußte man gelten lassen (dies Zeugniß kehrt mehr als einmal wieder, wenn die Schönheit eines Gedichtes in einem der Musenalmanache gar nicht zu leugnen war); aber daß Lessing sich hatte abhalten lassen, den Uebermüthigen zu züchtigen, wurde immer noch bedauert und blieb ewig schade — es hätte der Literatur und dem ungezogenen Störenfried selbst zum Heil gereicht, so urtheilte noch 1797 nicht bloß Nicolai, sondern auch Boie, und der Wandsbecker Bote dichtete:

Er schrieb, sie beteten den jungen Schreiber an —
Und es war um den Menschen gethan.

Zu den Widersachern gesellte sich jetzt auch Herder, dessen Galle leicht erregt wurde; er haßte Kant, weil dieser den ersten Theil seiner „Ideen" ungünstig beurtheilt hatte, noch mehr aber Schiller, den Jünger Kant's, der als solcher in Gedichten und Abhandlungen ganz neue Töne angeschlagen hatte. Im achten der Briefe zur Beförderung der Humanität wurden Schiller und Goethe ignorirt oder der letztere nur gestreift, die kleinen Dichter des vergangenen goldenen Zeitalters aber in den Mittelpunkt gerückt und Klopstock's Oden überschwenglich gepriesen. Goethe gegenüber, der seine Freundschaft gegen die mit Schiller vertauscht hatte, hüllte sich Herder jetzt, wie die Uebrigen, in

das Kleid der strengen Zucht und Moral. Die Leichtfertigkeit der „Römischen Elegien" erschreckte ihn und er äußerte, die Horen müßten jetzt mit einem n geschrieben werden; über den Gott und die Bajadere und die Braut von Korinth urtheilte er, in beiden spiele Priapus eine große Rolle, einmal als Gott mit seiner Bajadere, so daß sie ihn Morgens an ihrer Seite tot findet; das zweite Mal als Heidenjüngling mit seiner christlichen Braut, die als Gespenst zu ihm kommt, und die er, eine kalte Leiche ohne Herz, zu warmem Leben priapisirt — das sind Heldenballaden! (An Knebel, 5. August 1787*). — Auch die beiden großen Werke dieser Jahre, Wilhelm Meister und Hermann und Dorothea begegneten zunächst nur einer getheilten und zweifelhaften Aufnahme. Mit Hermann und Dorothea fand man sich durch den Trost ab, das Gedicht sei eine Nachahmung der Luise von Voß — eine gelungene, sagten die Einen, eine verfehlte, die Andern, immer aber ist der Nachahmer der Geringere, der mit reflektirtem, nicht mit eigenem Licht leuchtet, der Lehrling, der es dem Meister, wenn auch ungeschickt, nachzuthun versucht. Der Leipziger Professor Koch bemerkte 1798 in seinem Compendium der deutschen Literaturgeschichte, Band 2, über Vossens Luise: „Jeder Freund der vaterländischen Literatur muß diesem Meisterstück eine würdigere Nachfolge wünschen, als es kürzlich in Goethen's Hermann und Dorothea erhalten" — und um dieselbe Zeit schrieb der sächsische Barde Rhingulf (Kretschmann) dem Herausgeber des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen und später der Erholungen, G. W. Becker: „Daß doch Ritter Goethe noch immer, so oft er in die Schranken tritt, die Inschrift Sonderbar auf seinem Schilde führt! — (Das Büchelchen) enthält fast weiter nichts

*) Das schnöde Wort, das Herder in Jena über die Eugenie dem Dichter ins Angesicht warf, war wohl auch dem Kreise des Priapus entnommen, denn das Trauerspiel heißt ja: Die natürliche Tochter.

als außer dem Kalender das Poem Hermann und Dorothea, eine Art von bürgerlich-epischem Gedichte, ganz in Manier und Stil, wie Voßens Luise. Sonderbar und ganz unerklärlich, folglich ganz in Goethe's Geiste, ist der Einfall, daß er jedem Gesang statt des Titels den Namen einer Muse vorsetzt. Welch ein Spiel würden er und sein Klub damit treiben, wenn sonst Jemand so was gewagt hätte!" Zwei Monate drauf: „Ueber Goethe's Hermann und Dorothea bin ich mit Ihrem Urtheil völlig übereinstimmend. Er hat Voßen nachgeahmt, aber nicht erreicht." Voß selbst war der Meinung, Dorothea reiche an seine Luise nicht heran, an Gleim 24. September 1797: „Ehrlich denke ich für mich und sage es Ihnen: die Dorothea gefalle, wem sie wolle; Luise ist sie nicht." Der alte, allzeit fertige Halberstädter Reimer, an den der Brief gerichtet war, brachte diese Worte sogleich in ein Gedicht:

Luise Voß und Dorothea Goethe,
Schön beide wie die Morgenröthe,
Stehn da zur Wahl
Und Wahl macht Qual.
Hier aber, seht, ist nichts zu quälen,
Hier kann die Wahl nicht fehlen:
Luise Voß ist mein, in Lied und in Idyll.
Die Andre nehme, wer da will.

Doch wurde Hermann und Dorothea viel gelesen, mehr als eins der andern Werke von Goethe: der Inhalt war mäßig spannend, die Form faßlich, freilich, wie geklagt wurde, zu gewöhnlich, der Moral und dem herrschenden Geschmack nur geringer, auf einzelne Züge beschränkter Anstoß gegeben — der Kunstwerth des Gedichts, die klassische Vollendung desselben blieb unbegriffen. Ein Beurtheiler in der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften und freien Künste wog die Vorzüge und Mängel des Werkes gegen einander ab und fand, daß es weder ohne Einschränkung gerühmt, noch ohne Einschränkung

getadelt werden dürfe, der Ausdruck sei vernachlässigt, bisweilen platt, oft verworren und dunkel, überall sei eine Nachahmung der Vossischen Sprache sichtbar: in Betreff der handelnden Personen störe die Einmischung homerischer Redensarten die Einheit des Stiles; die Abschweifungen seien unverhältnißmäßig ausgedehnt, z. B. die Beschreibung des Ganges der Mutter durch den Garten und Weinberg (von epischer verweilender Behaglichkeit hat der Recensent offenbar noch nichts gehört) u. s. w. Gab für Hermann und Dorothea die Vossische Luise einen Maßstab an die Hand, mit dem man sich zurecht zu finden suchte, so stand dem nicht lange vorher erschienenen Wilhelm Meister das lesende Publikum völlig rathlos gegenüber. Was sollte dieser Roman, was lag in ihm verborgen? Worin bestand Zweck und Ziel des Ganzen? Langweilig war das Buch in hohem Grade, aber es ohne Weiteres zu verwerfen wagte doch Niemand. In seiner vornehmen Ruhe und Langsamkeit, in seiner matten, grauen Färbung stand es von August Lafontaines fröhlichen und gefühlvollen Romanen, an denen sich damals alle Welt ergötzte, ungeheuer weit ab. Gleichzeitig mit Wilhelm Meister und auch in vier Bänden und auch in Berlin war Lafontaines Quinctius Heymeran von Flamming erschienen und erwarb sich einen hundertfach größeren Kreis von Freunden, sowohl bei den Frauen als bei den Gelehrten, in der Familie des untersten Beamten wie bei Hofe, bis zum Könige hinauf. Auch viel sittlicher im gemeinen Sinne waren Lafontaines Geschichten, denn im Wilhelm Meister kamen Scenen und Figuren vor, zu denen man nur den Kopf schütteln konnte. Höchst charakteristisch in dieser Beziehung ist die Aufnahme, die der erste Band der Lehrjahre bei Fr. H. Jacobi und dessen adeliger Umgebung fand, — und zugleich typisch für den norddeutschen Adel und dessen Frauen, überhaupt für Gesinnung und Sitten und den Haus- und Familiengeist der Heimath Klopstock's und Voßen's, auch der Stolberge und des Claudius

und wie die Uebrigen alle heißen. Schon früher hatten sie versucht, den Dichter in ihre Gesellschaft zu locken, ihn durch Liebe und Freundschaft zu erweichen, wohl auch ihn zu bekehren, ja die Gräfin Julie Reventlow schrieb ihm selbst schmeichelnd und warf ihre Angel nach dem schönen Fisch aus — er wollte aber seine „menschliche und dichterische Freiheit" durch conventionelle Sittlichkeit nicht beschränken lassen, blieb aus und schickte statt seiner die Horen mit den Römischen Elegien und die beiden ersten Bücher des Wilhelm Meister. Letztere gelangten grade in dem Moment auf dem Schlosse an, wo Jacobi sich als Arlequin maskirte, um den Bon Père des Florian (also ein französisches Stück mitten in Deutschland und zwar in einer pietistischen adeligen Familie!) zum Geburtstage der Gräfin aufführen zu helfen — die Geburtstage folgten sich auf dem Schlosse in dichter Reihe und jeder derselben brachte dergleichen „Mummereien innerhalb eines einfachen Familienzustandes", die dem Dichter immer „widerwärtig" gewesen waren. Wie hätten solche noch in der zurückliegenden Bildung befangene, mehr moralisch-gemüthlich als ideal-poetisch gestimmte Menschen das in Wilhelm Meister sich aufrollende freie und reiche Weltbild ohne Voreingenommenheit auf sich wirken lassen können? Zeit drin zu lesen, es sich vorlesen zu lassen, war dort auf dem Lande, in dem gräflichen Schlosse genug, aber alle Damen, soviel ihrer waren, wurden des Buches wegen dem Verfasser böse. „So weit," setzt Jacobi in seinem Brief vom 18. Februar 1795 hinzu, „habe ich ihnen Recht geben müssen, daß ein gewisser unsauberer Geist darin herrsche, und die Sache damit entschuldigt, daß ich dieses Buch als eine besondere, eigene Art von Confessionen ansähe und man die Entwickelung abwarten müsse. Ich bin nicht damit durchgedrungen." Einen ähnlichen Eindruck mußte der Roman auf den in eben jener Gegend heimischen, in Kopenhagen geborenen Dithmarsen Barthold Niebuhr machen. In seiner Jugend hatte er nur

mit einigen auserlesenen Griechen und mit — Voß, den er in ausschweifender Weise feiert, leben wollen, aber auch später, da sein Urtheil reifer geworden war, konnte er sich mit Wilhelm Meister nicht befreunden. Im Jahre 1812 nahm er das Buch, dem er früher niemals hatte „Geschmack abgewinnen können", wieder vor und war neugierig, ob es nun anders sein würde — es wollte aber auch jetzt nicht besser gehen. Zwar etwas vollkommener Geschriebenes, sagt er, hat unsere Sprache wohl nicht, Klopstocks Gelehrtenrepublik ausgenommen (man denke!) — aber „die Unnatürlichkeit des Plans, der Zwang der Beziehungen dessen, was in einzelnen Gruppen meisterhaft entworfen und ausgeführt ist, auf die gesammte Verwickelung und geheimnißvolle Leitung, die Unmöglichkeit darin und die durchgehende Herzlosigkeit, wobei man sich noch am liebsten an die ganz sinnlichen Personen hält, weil sie doch etwas dem Gefühl Verwandtes äußern, die Nichtswürdigkeit oder Geringfügigkeit der Helden, an deren Porträtschilderungen man sich doch oft ergötzt — dies Alles macht mir das Buch noch immer unangenehm, und ich ärgere mich an der Menagerie von zahmem Vieh!" (Herzlosigkeit d. h. nirgends Redeschwulst, Nichtswürdigkeit d. h. es fehlt an Heroischem, an prächtigen Sentenzen und theatralischen Leibesstellungen). Weiter fügt Niebuhr hinzu: „Geht es Dir nicht auch so, daß nichts leicht einen schmerzlicheren Eindruck macht, als wenn ein großer Geist sich seine Flügel bindet und eine Virtuosität in etwas weit Geringerem sucht, indem er dem Höheren entsagt" (dem Höheren d. h. der religiösen Transscendenz; es ist klar, für diese nordischen Menschen war doch Alles in Allem Klopstock der wahre Dichter und weiter als dieser konnten sie es nicht bringen). Wie über Goethe, dachte Niebuhr über das griechische Alterthum: „Die moralische Achtungswürdigkeit der Römer," sagt er, „verglichen gegen die Griechen, ist außerordentlich," und sich selbst malt er in den Worten (an Jacobi,

21. November 1811): „Ich bin mit einer inneren Disharmonie geboren". Ein ganz ebenso disharmonischer Geist, Herder, entschuldigte sich eifrig bei einer vornehmen Dame aus eben dem Norden, als habe er den ersten Band von Wilhelm Meisters Lehrjahren und dessen unzüchtigen Inhalt jemals loben oder gutheißen können, s. seinen Brief an die holsteinische Gräfin Bandissin vom Jahre 1795, aus Herder's Nachlaß 1, 20 f.: „Ueber alles dieses denke ich wie Sie, liebe gnädige Gräfin, und jedes feine moralische Gefühl, dünkt mich, fühlt also. Goethe denkt hierin anders; Wahrheit der Scene ist ihm Alles, ohne daß er sich eben um das Pünktchen der Wage, das aufs Gute, Edle, auf die moralische Grazie weiset, ängstlich bekümmert. Im Grunde ist dies der Fehler bei mehreren seiner Schriften" u. s. w. Und wie äußerte sich Frau von Stein über den letzten Band von Wilhelm Meister, den der Dichter ihr zugeschickt hatte? „Es sind seine Frauen drin alle von unschicklichem Betragen und wo er edle Gefühle in der Menschennatur dann und wann in Erfahrung gebracht, die hat er all mit einem Bischen Koth beklebt, um ja in der menschlichen Natur nichts Himmlisches zu lassen. Es ist immer, als wenn einen der Teufel zurechtwiese, daß man sich ja nicht etwa in seinen Gefühlen irre und sie für etwas Besseres halte, als sie wären." Bei solchen Urtheilen der Höchstgebildeten — was ließ sich von dem gemeinen Volk erwarten? Daher Goethe an Knebel, der ihm für seinen Roman mit einigen Allgemeinheiten gedankt hatte, 1796 schrieb: „Je mehr man bei seiner Bildung und bei seinen Arbeiten nur auf die strengsten Forderungen der Natur und der Kunst achtet, desto seltener kann man sich einen reinen Wiederklang von außen versprechen. Sehr tröstlich, beruhigend und aufmunternd ist daher die Versicherung des Freundes, der uns auf unseren Wegen gerne begleiten und begegnen mag." Gewiß bezogen sich einige Epigramme im Musenalmanach für 1797 auf die

Urtheile, die Wilhelm Meister erfuhr, und rührten von Goethe her:

Hast du an liebender Brust das Kind der Empfindung gepfleget,
Einen Wechselbalg nur giebt dir der Leser zurück —

und:

Was belohnet den Meister? der zartantwortende Nachklang
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

Um so mehr mußte es dem Dichter der Lehrjahre wohlthun, in Schiller einen Mann gefunden zu haben, den dies Kunstwerk hinriß und tief ergriff, ja mit dem Gefühl eigener Unzulänglichkeit schmerzlich erfüllte. So war ihm endlich in überraschender Weise, mitten aus einem feindlichen Lager heraus, ein Geist begegnet, der ihm bis auf die Höhe nachsteigen konnte, und er bewahrte ihm von da an eine unwandelbare Treue und förderte ihn mit allen Kräften. Schiller seinerseits staunte über die Macht der Persönlichkeit, die ihm in diesem Manne gegenübertrat, über die Fülle unmittelbaren Daseins, den unerschöpflichen Born schaffender Natur in ihm und diese in reiner Einheit mit der Kunstform, der Bildung und Erfahrung und Güte! Goethe's reicher Anschauung gegenüber fühlte er ganz die Armuth des reflektirenden, ewig unfruchtbaren Verstandes, und in den Gedichten dieser Zeit wird er nicht müde, in immer neuen Wendungen den Genius und das Glück zu preisen, immer mit Bezug auf Goethe. Dich erwähl' ich, ruft er diesem zu,

Dich erwähl' ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bilden
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

„Der Dichter ist der einzige wahre Mensch" — diese Wahrheit ist ihm aufgegangen, halb tröstlich, halb niederschlagend. An Körner, 27. Juni 1796: „Gegen Goethe bin und bleib ich eben ein poetischer Lump" und einige Tage drauf: „Ohnehin wär mirs unmöglich, nach einem solchen Kunstgenuß (dem

Wilhelm Meister) etwas Eigenes zu stümpern." Von den mannigfachen Ergüssen der Bewunderung führen wir nur einige Stellen des Briefes an Goethe vom 2. Juni 1796 an: „Eine würdige und wahrhaft ästhetische Schätzung des ganzen Kunstwerks (des Wilhelm Meister) ist eine große Unternehmung. Ich werde ihr die nächsten vier Monate ganz widmen und mit Freuden. Ohnehin gehört es zu dem schönsten Glück meines Daseins, daß ich die Vollendung dieses Produkts erlebte, daß sie noch in die Periode meiner sterbenden Kräfte fällt, daß ich aus dieser reinen Quelle noch schöpfen kann." „Wie lebhaft habe ich bei dieser Gelegenheit erfahren, daß das Vortreffliche eine Macht ist, daß es auf selbstsüchtige Gemüther auch nur als eine Macht wirken kann, daß es dem Vortrefflichen gegenüber keine Freiheit giebt als die Liebe. Ich kann Ihnen nicht beschreiben, wie sehr mich die Wahrheit, das schöne Leben, die einfache Fülle dieses Werkes bewegte!" „Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk, zeigt die schöne Gleichheit des Gemüthes, aus welchem Alles geflossen ist." „Wie rührt es mich, wenn ich denke, daß, was wir sonst nur in der weiten Ferne eines begünstigten Alterthums suchen und kaum finden, mir in Ihnen so nahe ist." Als Goethe ihm Jacobi's oben erwähnten Brief mittheilte, wo dem Wilhelm Meister in friesisch-holsteinischer Weise ein unsauberer Geist vorgeworfen wurde, erwiderte Schiller treffend und gar nicht als Kantianer, 1. März 1795: „Jacobi ist einer von denen, die in den Darstellungen des Dichters nur ihre Ideen suchen und das, was sein soll (das Praktisch-Moralische) höher halten, als das, was ist (die seiende Vernunft)". „Sobald mir Einer merken läßt, daß ihm in poetischen Darstellungen irgend etwas näher anliegt, als die innere Nothwendigkeit und Wahrheit, so gebe ich ihn auf." Auch die Venetianischen Epigramme, die Elegien, die lyrischen Gedichte mannigfacher Art u. s. w. nahm Schiller

in freier, poetischer, nicht moralisirender oder platt-verständiger Art auf, und noch im Jahre 1800 bekannte er der dänischen Gräfin Schimmelmann, die sich wegen seines nahen Verhältnisses zu dem ihr unsympatischen und moralisch zweifelhaften Goethe besorgt gezeigt hatte, in einem Briefe (der zu lang ist, als daß er hier wiedergegeben werden könnte), daß er „die Bekanntschaft mit Goethe für das wohlthätigste Ereigniß seines ganzen Lebens halte." „Nach meiner innigsten Ueberzeugung kommt kein anderer Dichter ihm an Tiefe der Empfindung und Zartheit derselben, an Natur und Wahrheit und zugleich an hohem Kunstverdienste auch nur von Weitem bei. Die Natur hat ihn reicher ausgestattet, als irgend Einen, der nach Shakespeare aufgestanden ist." Aber diese hohen Vorzüge des Geistes waren es nicht, die ihn an Goethe banden. „Wenn er nicht als Mensch den größten Werth von Allen hätte, die ich persönlich je habe kennen lernen, so würde ich sein Genie nur in der Ferne bewundern." „Er hat eine hohe Wahrheit und Biederkeit in seiner Natur und den höchsten Ernst für das Rechte und Gute; drum haben sich Schwätzer und Heuchler und Sophisten in seiner Nähe immer übel befunden. Diese hassen ihn, weil sie ihn fürchten, und weil er das Falsche und Seichte im Leben und in der Wissenschaft herzlich verachtet und den falschen Schein verabscheut, so muß er in der jetzigen bürgerlichen und literarischen Welt es mit Vielen verderben." War somit auf Goethe's langer Lebens- und Dichterlaufbahn Schiller der Erste, der Einzige, dessen Charakter edel und dessen Bildung tief genug war, um die größte geistig-sittliche Erscheinung, die der deutschen Nation und überhaupt den neuern Jahrhunderten geworden war, zu erkennen und anzuerkennen, — so finden sich doch auch bei Schiller einzelne verfehlte Urtheile und, mit jedem Jahre mehr, einzelne Aeußerungen, die dem bewunderten Freunde gegenüber ein wachsendes Selbstgefühl bekunden. Trotz der langen, wohl liebevollen, aber etwas

abstrakt construirenden Auseinandersetzung über Wilhelm Meister faßte er unseres Erachtens doch den Kern des Werkes nicht, dessen Stätigkeit er zugab, dessen Einheit ihm aber noch entging; daß der Roman des Dichters eigenes Lebensschicksal, dessen Irrungen, Entwickelung, Umwandlung, Aufsteigen zum Gleichgewicht der Welt und seines Innern, von Unschuld zu Erfahrung, von Zwiespalt zu Versöhnung, von Niedrigkeit zu den Höhen des Lebens und der Gesellschaft, Alles in geläuterter, verklärter, epischer Kunstform enthalte, dies sah er nicht und berührte er mit keinem Wort, obgleich er damals den Freund schon zu kennen glaubte. Freilich fehlte ihm noch „Wahrheit und Dichtung", welche Schrift uns das Urtheil erleichtert. Als er im Juni 1798 die zwei Akte des Elpenor las, errieth er unbegreiflicher Weise nicht, daß Goethe der Verfasser sei; er fand das Produkt, das kein Kunsturtheil zulasse, dilettantisch; wenn das Stück von vielen Längen und Abschweifungen, auch von einigen gesuchten Redensarten befreit sein werde, und wenn besonders der letzte Monolog, der einen unnatürlichen Sprung enthalte, verbessert sein werde, — lasse es sich gewiß mit Interesse lesen! Wenn Schiller dann hinzusetzte, dies Drama erinnere an eine gewisse Weiblichkeit der Empfindung, auch in so fern ein Mann diese haben könne, — so war es gerade dies, was Goethe an Schiller's Urtheil erfreute. Denn Alles was ihm die Epoche seiner Gefangenschaft unter dem Zauber der Liebe zu Frau von Stein vor Augen brachte, war ihm zuwider geworden: wie er im Jahre 1792 bei Jacobi in Pempelfort die Iphigenie unmöglich vorlesen konnte, so hatte er auch in den Elpenor seit zehn Jahren keinen Blick gethan d. h. seit dem Jahre 1788, wo der Bruch mit Charlotte von Stein erfolgte und der schwärmerische Schmelz der Empfindung in eine antike sinnliche Heiterkeit sich verwandelt hatte. Als nun der Wallenstein endlich fertig geworden war und auf dem Theater und dann auch im Druck erschien und mit allseitiger

Bewunderung begrüßt wurde, auch von Seiten der bisherigen Gegner, und als die sich schnell folgenden spätern Stücke Schiller's Ruhm mehrten und ihm immer allgemeiner die Volksgunst zuwandten, da erblaßte Goethe's Sternbild nicht bloß in den Augen der Menge, sondern auch in Schiller's eigenen. Er wurde in seinem persönlichen Gefühl Goethe's gleichwerthiger Nebenbuhler. Jetzt lautet seine Sprache in dem vertrauten Briefwechsel mit Körner oft anders, als in den ersten Jahren des Freundschaftsbundes. Er nahm die Iphigenie auf Tauris wieder vor und erhielt keinen günstigen Eindruck von ihr: „Goethe selbst," äußert er, „hat mir schon längst zweideutig davon gesprochen (aus demselben Grunde, wie beim Elpenor), aber ich hielt es nur für eine Grille, wo nicht gar für Ziererei" (Goethe also zierte sich, wohl gar aus Eitelkeit!) Am 15. November 1802 schreibt er: „Ich lege Goethe's Neuestes bei („Was wir bringen"); es hat treffliche Stellen, die aber auf einen platten Dialog, wie Sterne auf einen Bettlermantel, gestickt sind." Hätte Schiller länger gelebt, er wäre der Abgott der Zeitgenossen, auch derer, die in Iffland und Kotzebue, in Nicolai und Merkel ihr Fühlen und Denken wiederfanden, geworden und auch Ehren und Reichthümer wären ihm in Fülle zugeflossen. Wie wir schon wiederholt angedeutet haben, bestand sein nicht geringstes Verdienst darin, daß er Goethe's humane Idealwelt den Menschen näher brachte, in der Form, in der sie ihnen allein zugänglich werden konnte, d. h. versetzt mit leidenschaftlicher Beredsamkeit, der Pracht weitgreifender Worte, dem Schwung edler Gesinnungen. Das reine Gold ließ sich nicht ausprägen: es bedurfte der Legirung mit einem geringeren Metall. Nicht Goethe, sondern Schiller war der poetisch vollendete Ausdruck des achtzehnten Jahrhunderts, der dreifach oder hundertfach erhöhte Klopstock: Goethe stand im tiefsten Gegensatz zu dem Geiste desselben und seine Dichtung begleitete dessen Phasen und Epochen keineswegs — wie öfter

mit Unrecht behauptet worden. Wohl aber half Schiller die Prosa des Verstandes und die seichte Empirie durch Blicke in ein Reich der Dichtung zu vertiefen und zu beleben, ohne daß er deßhalb die Welt der Zwecke je ganz aufgegeben hätte. Dies that erst die romantische Schule, deren Führer, die Brüder Schlegel, darum Schiller bitter haßte, und deren ganze Haltung er in Xenien und Briefen ohne Schonung geißelte. Ja Kotzebue war ihm in seiner Fruchtbarkeit verehrlicher, als jenes impotente, nur hinderliche Geschlecht (Goethe an Zelter, 26. October 1831). Die Romantiker gaben ihm den Haß zurück, und da Schiller nach wenigen Jahren abberufen ward, so tauchte dieser große vaterländische Dichter für das erste Viertel des neuen Jahrhunderts bei den literarisch Gebildeten, die etwas auf sich hielten, wieder in die zweite Linie, ja ganz ins Dunkel zurück.

Erst seit dem Auftreten der sogenannten Romantiker, kann man sagen, ward Goethe aus der mittleren Stellung, die ihm bis dahin angewiesen war, auf den weitschauenden, Alles überragenden Gipfel, der ihm zukam, emporgehoben.

Die junge romantische Schule überwand die ältere literarische Generation durch eine doppelte Offenbarung, die ihr aufgegangen war: sie erkannte die Macht der Phantasie an, und sie unterschied das Poetische von dem Rhetorischen. Beides war im letzten Grunde dasselbe, für Beides lagen in Goethe's Dichtungen vollendete Muster vor. Die Keime der romantischen Kritik fanden sich wohl in Herder's Schriften zerstreut vor, aber dieser logische Zusammenhang, auf den Andere oft hingewiesen haben, war nicht der reale, mit anderen Worten, nicht aus Herder oder aus Hamanns dunkler, zürnender Prophetensprache schöpften die Brüder Schlegel ihre neuen, tiefern Einsichten, sondern aus Goethe's Poesie, zunächst aus dem Wilhelm Meister, dann aus Fichtes Freiheitslehre, die, auf die höchste Spitze gebracht, durch eine sich von selbst ergebende

Wendung in Natur und Geschichte umschlug und aus dem Soll der Moral zu der Vernunft der Wirklichkeit, aus der Leere des abstrakten Ich zu der Fülle der Anschauung und des Gemüthes führte. In der ästhetisch-philosophischen Theorie, nicht in dichterischer Produktion liegt die Stärke, das unvergängliche Verdienst der Romantiker. Sie versuchten sich in lyrischen Gedichten, in Romanen und Dramen, aber keine ihrer Schöpfungen brachte es zu klassischer Höhe. Manches Kleinere, Einzelne mochte ihnen gelingen: als glückliche Epigonen fuhren sie

auf gebesserten Wegen
hinter des Fürsten Einzug — (Harzreise im Winter),

aber selbstschaffende Genien waren sie nicht, sondern „formale Talente" d. h. sie suchten sich durch Bildung zu Dichtern zu steigern, aber diese reicht dazu nicht hin — man mag den Kiesel schleifen, so viel man wolle, zum Diamanten wird er nicht. Goethe bestätigt dies in dem schon erwähnten Briefe an Zelter vom 26. October 1831: „Die Gebrüder Schlegel waren und sind, bei so viel schönen Gaben, unglückliche Menschen ihr Leben lang: sie wollten mehr vorstellen, als ihnen von Natur gegönnt war, und mehr wirken, als sie vermochten." Lassen wir ihre Dichtungen fallen, sowohl den Ion als den Alarcos, sowohl den Heinrich von Osterdingen als den Phantasus und die Novellen und all die vielen Ottaven, Sonette, Terzinen und Romanzen — so haben doch nur die Romantiker der Nation die Augen geöffnet darüber, was sie Großes besaß, und wie viel Falsches und Seichtes sie verehrte. Sie hielten den Aufklärern vor, daß auch die Vorzeit, der Aberglaube, das Märchen eine tiefe Wahrheit in sich trügen, daß die Ahnung, der Traum, daß Unbewußte dem kurzsichtigen Verstande tausendfach überlegen sind, daß das Gemüth auf seinem Grunde köstliche Schätze birgt, die dem auf ewig versagt sind, der nur in dem gemeinen Zusammenhang von Ursach und Wirkung sich bewegt. Sie kämpften für eine poetische Welt, zu der die Menge

keinen Zutritt hat, und zauberten eben dieser blöden Menge aus dem Wunderlande der goethischen Dichtung bisher unerhörte farbige Bilder und seelenvolle Klänge vor. Goethe wurde der Abgott dieser neu erstandenen Schule — auf den sie hinwies, den sie einführte, den zu verstehen das Zeichen empfangener tieferer Weihen war. An der Spitze der Schule, sowohl der Zeit als dem Talent nach, stand A. W. Schlegel. Seine vielseitigen, gründlichen Kenntnisse, die Klarheit und Gewandtheit seiner Prosa, die noch heute oder vielmehr grade heute als Vorbild dienen kann, die eindringende Sicherheit seines Urtheils, die immer bewahrte freisinnige Haltung, die Besonnenheit, mit der er sein Leben lang vor den Versuchungen sich hütete, denen die Andern mit der Zeit erlagen, endlich das metrisch-kritische Talent, das sich in kleinen Musterstücken, Epigrammen, Parodien, wie die des Wettgesangs zwischen Voß, Matthison und Schmidt von Werneuchen meisterhaft bewährte — durch alles dies hebt er sich vor seinen Schul- und Glaubensgenossen als eigentlichen Führer und noch jetzt wohlthuende Gestalt hervor. Man hat wohl gesagt, es fehle ihm an Tiefe, an der philosophischen Grundlage, aber wer durchsichtig und gefällig schreibt, entgeht in Deutschland diesem Vorwurf nicht leicht; von dem jüngeren Bruder, der ihm in der genannten Hinsicht gegenüber- und vorangestellt wird, weil er sich selbst dunkel blieb, urtheilte Schiller, „er phantasire verrückt", und Goethe, er sei „am Wiederkäuen sittlicher und religiöser Absurditäten erstickt", bis er denn endlich nach so viel geistigen Abenteuern und gescheiterten Unternehmungen im Positivismus der katholischen Kirche, wie natürlich, Ruhe fand. A. W. Schlegel's ästhetische Kritik kann sich sicherlich mit Allem, was die damalige Zeit hervorbrachte, auch der philosophischen Tiefe nach messen und fand erst an Hegel's und Vischer's Aesthetik eine ebenbürtige Fortsetzung und beziehungsweise Gegnerschaft. Seine Schwäche bestand nur in dem Parteigeist, mit dem er, dem eigenen klaren

Urtheil zuwider, nicht bloß seines Bruders, sondern auch der übrigen Romantiker Unvernunft vertrat und beschönigte und deren Leistungen aus Rücksichten literarischer Taktik künstlich überschätzte (wobei wir uns auf seine eigenen Worte vom Jahr 1806 berufen können: „ich bin aus Grundsatz für die Werke meiner Freunde parteiisch"). Aber gleich seine ersten kritischen Versuche in Jena, über Goethe's Römische Elegien und über Hermann und Dorothea, ragten sowohl historisch als theoretisch über das Gewöhnliche hoch hinaus. Die Römischen Elegien, die ein bedenkliches moralisches Wagniß schienen, besprach er mit einer Sachkenntniß und Wärme, mit einem freien poetisch-sittlichen Gefühl, wie man es den damaligen und späteren Geschmacksrichtern und Neidern, z. B. Herder, wohl hätte wünschen mögen. „Wenn die Schatten", sagt er, „jener unsterblichen Triumvirn unter den Sängern der Liebe (Propertius, Tibullus, Ovidius) in das verlassene Leben zurückkehrten, würden sie zwar über den Fremdling aus den germanischen Wäldern erstaunen, der sich nach achtzehn Jahrhunderten zu ihnen gesellt, aber ihm gern einen Kranz von der Myrte zugestehen, die für ihn ebenso frisch grünt, wie ehedem für sie." Und an einer andern Stelle: „Propertius läßt mitten unter der verzehrenden Glut der Sinnlichkeit doch eine gewisse ernste Hoheit hervorstrahlen; Tibullus rührt durch schmachtende Weichheit; die sinnreiche und gewandte Ueppigkeit des Ovidius ergötzt oft, und ermüdet zuweilen, wenn er die Gemeinplätze der Liebe zu lang ausspinnt. Der Charakter unseres Dichters ist eigentlich keinem von allen dreien ähnlich. Ueber den letzteren hebt ihn der Adel seiner Gesinnungen am weitesten; aber er ist oft männlicher in den Gefühlen als Tibullus und in Gedanken und Ausdruck weniger gesucht als Propertius. Ob er gleich nicht verhehlt, das er sich die süßeste Lust des Lebens zum Geschäfte macht, so scheint er doch nur mit der Liebe zu scherzen. Sie unterjocht ihn nie so, daß er dabei die offene Heiterkeit seines Gemüthes einbüßen

sollte. Schwerlich hätte er sich gefallen lassen, lange unerhört zu seufzen." Wie über die Römischen Elegien war auch A. W. Schlegel's Charakteristik von Hermann und Dorothea eine in wenig Worten erschöpfende Vorausnahme alles dessen, was jemals über dies Epos Einsichtiges gesagt worden ist. Er faßt sein Urtheil am Schlusse folgendermaßen zusammen: „Es ist ein in hohem Grade sittliches Gedicht, nicht wegen eines moralischen Zweckes, sondern insofern Sittlichkeit das Element schöner Darstellungen ist. In dem Dargestellten überwiegt sittliche Eigenthümlichkeit bei Weitem die Leidenschaft, und diese ist so viel möglich aus sittlichen Quellen abgeleitet. Das Würdige und Große in der menschlichen Natur ist ohne einseitige Vorliebe aufgefaßt; die Klarheit besonnener Selbstbeherrschung erscheint mit der edlen Wärme des Wohlwollens innig verbunden und gleiche Rechte behauptend. Wir werden überall zu einer milden, freien, von nationaler und politischer Parteilichkeit gereinigten Ansicht der menschlichen Angelegenheiten erhoben. Der Haupteindruck ist Rührung, aber keine weichliche, leidende, sondern in wohlthätige Wirksamkeit übergehende Rührung. Hermann und Dorothea ist ein vollendetes Kunstwerk im großen Stil und zugleich faßlich, herzlich, vaterländisch, volksmäßig, ein Buch voll goldener Lehren der Weisheit und Tugend." Um wie viel schwerer wiegen diese trefflichen Worte, als die breite, kunstphilosophische Abhandlung in Wilhelm v. Humboldt's „Aesthetischen Versuchen"! In diesem Buche, das von dem goethischen Gedichte handeln will, verschwindet dasselbe als poetisches Individuum fast ganz unsern Augen, und es wird in Weise Schiller's, nur noch körper- und inhaltsloser, über Gattungen und Formen reflektirt und die Ueberlegung hin und her gewendet, ohne daß sich etwas Greifbares ergäbe. Goethe's großen Roman, die Lehrjahre, hat A. W. Schlegel nicht zum Gegenstand einer eigenen kritischen Abhandlung gemacht, wohl aber fehlt es in seinen Schriften nicht an einzelnen

beachtenswerthen Aeußerungen über dies Evangelium der aufstrebenden Romantik. So in dem Aufsatz: „Etwas über W. Shakespeare bei Gelegenheit Meister's", in Schiller's Horen von 1796, der gleich mit den Worten beginnt: „Unter tausend verstrickenden Anlockungen für den Geist, das Herz und die Neugierde, unter manchem hingeworfenen Räthsel und mancher mit schalkhaftem Ernst vorgetragenen Sittenlehre, bieten Wilhelm Meister's Lehrjahre jedem Freunde des Theaters, der dramatischen Dichtkunst und des Schönen überhaupt eine in ihrer Art einzige Gabe dar". Auch nennt er 1797 Wilhelm Meister „ein Werk, nach welchem vielleicht die Nachwelt von der Höhe unsrer heutigen Bildung einst allzugünstig urtheilt", und äußert über die Diktion in demselben: „ein Rhythmus der Erzählung, der sich zum epischen ungefähr so verhielte, wie der oratorische Numerus zum Silbenmaße, wäre vielleicht das einzige Mittel, einen Roman nicht bloß nach der allgemeinen Anlage, sondern nach der Ausführung im Einzelnen durchhin poetisch zu machen, obgleich die Schreibart rein prosaisch bleiben muß, und im Wilhelm Meister scheint dies wirklich ausgeführt zu sein". Der jüngere Bruder Friedrich hat dagegen die Lehrjahre in einem längeren Aufsatz behandelt, der ihm von den kritischen Häuptern der älteren Generation den verächtlichen Beinamen „Goethe's Lobredner" zuzog. Man verstand darunter einen von dem eitlen Herrn Minister in Weimar angestellten Diener, mit dem Auftrag, dessen Preis und Herrlichkeit in der Welt auszubreiten, oder, anders ausgedrückt, einen orientalischen Kawassen, der vorauslaufend und schreiend dem Pascha die Straße von dem verachteten Volke säubert. Wahr ist, daß Friedrich Schlegel, der immer geistreich sein wollte (Schiller's Epigramm:

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen,
Hätten die Kritiker nicht ach so entsetzlich viel Geist —

zielt ja besonders auf ihn), auch diesmal nur taumelnd dahinging, und daher oft zur Seite ins Weglose gerieth — aber

das Richtige traf er doch auch nicht selten, und zwar Vieles, aber nicht Alles, was er vorbringt, ist aberwitzig. So heißt es in der erwähnten Abhandlung: „Was fehlt Werner's und Wilhelm's Lobe des Handels und der Dichtkunst, als das Metrum, um von Jedermann für erhabene Poesie anerkannt zu werden?" und: „Diese wunderbare Poesie ist Prosa und doch Poesie. Ihre Fülle ist zierlich, ihre Einfachheit bedeutend und vielsagend, und ihre hohe und zarte Ausbildung ist ohne eigensinnige Strenge." Auch die Bemerkung, daß im Wilhelm Meister mitten in der poetischen Stimmung der dargestellten Person der Ausdruck höchst prosaisch und hinwiederum bei sehr prosaischen Anlässen ein absichtlicher Anhauch von poetischem Prunke zu empfinden sei, ist fein und treffend: eben dadurch wurde die von der Hand des Künstlers über das Ganze verbreitete harmonische Ausgleichung bewirkt. Und auch sonst, setzen wir hinzu, läßt sich beobachten, daß in Goethe's Werken edlen Stiles, wie Iphigenie, Elpenor, Tasso, auch in den Oden, der Ausdruck nie ein bloß gehobener und gewählter ist, sondern durch dazwischen gestreute alltägliche und gewöhnliche Wendungen zugleich herzlich und vertraulich wird.

Ungefähr wie die Brüder Schlegel, nur noch wärmer und näher fand sich ein dritter Romantiker, Novalis, von Wilhelm Meister angezogen: auch dieser frühreife Jüngling, der, wie es Schwindsüchtigen geht, in tiefer und mannigfacher Gedankenproduction das Leben und dessen Ertrag schnell und reichlich vorwegnahm, lebte und webte im Wilhelm, kommt immer wieder auf ihn zurück und hat ihn auch da, wo er ihn nicht nennt, im Sinne. Zunächst bezauberte auch Novalis die poetische Form, diese Prosa, diese Sprache: „es ist doch nichts wahrer, als daß es nur die Behandlung, das Aeußere, die Melodie des Stils ist, welche zur Lektüre uns hinzieht und uns an dieses oder jenes Buch fesselt. Wilhelm Meister's Lehrjahre sind ein mächtiger Beweis dieser Magie des Vor-

trags, dieser eindringenden Schmeichelei einer glatten, gefälligen, einfachen und doch mannigfaltigen Sprache. Wer diese Anmuth des Sprechens besitzt, kann uns das Unbedeutendste erzählen, und wir werden uns angezogen und unterhalten finden." So wurde an Goethe und dessen Werken zum ersten Mal das Wesen der Poesie, ihre Macht und Herrlichkeit offenbar; um den in Deutschland erstandenen Dichter sammelte sich die junge Schule und gesellte ihn den größten Genien der vergangenen Jahrhunderte als Gleichen zu. Die Göttin in Tieck's „Prinz Zerbino oder die Reise nach dem guten Geschmack" (1796 bis 1798) drückt dies so aus:

Ein blumenvoller Hain ist zubereitet
Für jenen Künstler, den die Nachwelt ehrt,
Mit dessen Namen Deutschlands Kunst erwacht,
Der Euch noch viele edle Lieder singt,
Um Euch ins Herz den Glanz der Poesie
Zu strahlen, daß Ihr künftig sie versteht;
Der große Britte hofft ihn zu umarmen,
Cervantes sehnt nach ihm sich Tag und Nacht,
Und Dante dichtet einen kühnen Gruß,
Dann wandeln diese heilgen vier, die Meister
Der neuen Kunst, vereint durch das Gefilde —

und in einem Sonett von A. W. Schlegel im Athenäum heißt es alliterirend und mit dem Namen spielend:

Bewundert nur die feingeschnitzten Götzen
Und laßt als Meister, Führer, Freund uns Goethen —

und zum Schlusse:

Uns sandte, Goethe, Dich der Götter Güte,
Befreundet mit der Welt durch solchen Boten,
Göttlich von Namen, Blick, Gestalt, Gemüthe.

Auch aus den Briefen jener Zeit, die der Natur der Sache nach aufrichtiger sein konnten, als das vor der Welt Ge-

sprochene, blickt die Ehrfurcht der Romantiker vor Goethe überall hervor: sie liegen gleichsam anbetend vor ihm auf den Knien. Schon am 23. October 1794 schrieb David Veit an Rahel nach Berlin: „Vor hundert Jahren wurden solche Menschen (wie Goethe) mit Strahlen um das Haupt gemalt, und ist er denn nicht ein Heiliger?" Novalis nannte ihn Mahadöh (an A. W. Schlegel, 25. December 1797): „Heil Ihnen, daß Sie Mahadöh so nahe sind". Karoline Schlegel an Novalis, 15. November 1798: „Wir haben Goethe's Propyläen noch nicht gesehen. Was brauchen wir auch die Vorhöfe, da wir das Allerheiligste selber besitzen? Er lebt alleweile mitten unter uns." Friedrich Schlegel an Novalis, 2. December 1798 (er will eine neue Religion verkündigen): „so lustwandelt von der andern Seite auch Goethe's Bildung in den Propyläen des Tempels" — „Giebt die Synthesis von Goethe und Fichte wohl etwas anderes als Religion?" Dorothea Veit an Rahel nach Berlin, 28. April 1800 (sie sprach nur die Gesinnungen und Stimmungen ihres (künftigen) Mannes aus, ganz wie Caroline Herder die des ihrigen): „Friedrich ist diesen Morgen zu Vater Goethe oder Gott dem Vater nach Weimar gewandert". Dieselbe an Rahel, 18. November 1799: „Goethe hat einen großen und unauslöschlichen Eindruck auf mich gemacht: diesen Gott so sichtbar und in Menschengestalt neben mir, mit mir unmittelbar beschäftigt zu wissen, es war für mich ein großer, ein ewig dauernder Moment!" Einige Jahre später schrieb der junge Solger, der angehende romantische Philosoph, den damals Tieck noch nicht gefirmelt hatte, über Goethe in sein Tagebuch: „der höchst gebildete Künstler ist auf Erden selig, und das Anschauen eines Seligen theilt etwas von seiner Seligkeit mit. — Kann man einen Neuern Polyklet nennen, so ist es dieser. So vollkommen mit sich übereinstimmend, so herrlich das schöne ruhige Maß haltend, so ruhig froh in seiner Insichbeschlossenheit ist

noch Keiner erfunden worden. Ja dieser Mann ist so vollkommen und ganz, daß er wohl wie die seligen Götter in ewiger Ruhe fortleben kann, nichts zu begehren braucht, weil er Alles in sich trägt und darum erhaben die Ehe verschmähen mußte." So hatte Herder wohl einigermaßen Recht, wenn er in galliger Eifersucht an Gleim schrieb: „Ein Einziger paradirt auf Erden, Apoll's Stellvertreter, der Eindichter!" Und an Jacobi: „Hinfort ist zwar kein Gott mehr, aber ein Form-Idol ohn allen Stoff, ein Mittler zwischen dem Ungott und den Menschen, der Mensch Wolfgang" (Goethe).

Nun aber, mit dem ersten Lustrum des neuen Jahrhunderts, schlägt diese romantische, abgöttische Verehrung in Gleichgültigkeit, Mißgunst, Feindseligkeit um. Die Absage erfolgte nicht öffentlich, wohl aber in heimlichen Geständnissen, unter der Hand, in vertrauten Briefen. Auch darin ging der junge, hektisch ahnende Novalis voran. Er hatte einst zu Schiller's Füßen gesessen, dann war ihm Goethe „der wahre Statthalter des poetischen Geistes auf Erden" geworden, dann tauchte er ganz und gar in die Abgründe der Mystik nieder. Er besang die Nacht, denn das Licht scheidet, es schafft Einzelnes, Endliches, die Grenze und den Gegensatz, das Dunkel aber ist das Nichts, das Absolute, das Alles enthält, in dem Alles zusammenfließt. Da jeder Sinn und Gedanke ein bestimmter ist, so sind Unsinn und Fieberwahn die eigentliche Weisheit. Die Wirklichkeit und ihr Gesetz ist irdisch, die Willkür der Phantasie, in ihren ewigen Verwandlungen und Uebergängen, ist himmlisch, die tiefste Offenbarung. Die Fäden laufen überall hin und her, verbinden das Entfernteste, das Gespinnst ist bald golden, bald schwarz; die Körper gehen in Dampf auf, die Dämpfe und ihre zergehenden Gestalten sind unsere wahre Heimath und die Gegenwart Gottes. Bedenkt man, daß damals eine breite Prosa wie ein ausgedehntes seichtes Gewässer ganz Deutschland bedeckte, so können uns Novali's Traumorakel als

Verhöhnung des Philisterverstandes willkommen werden — aber er verurtheilte jetzt nicht bloß diesen, sondern auch die tiefe und zugleich helle Welt der goethischen Dichtung, insbesondere den Roman von Wilhelm Meister, der ihm früher eine Art Bibel gewesen war. Er sagt (Schriften, 2, S. 182 der fünften Auflage): „Wilhelm Meister's Lehrjahre sind gewissermaßen durchaus prosaisch und modern. Das Romantische geht darin zu Grunde, auch die Naturpoesie, das Wunderbare. Das Buch handelt bloß von gewöhnlichen Dingen, die Natur und der Mysticismus sind ganz vergessen. Es ist eine poetisirte bürgerliche und häusliche Geschichte, das Wunderbare darin wird ausdrücklich als Poesie und Schwärmerei behandelt. Künstlerischer Atheismus ist der Geist des Buchs" u. s. w. Dies Fragment scheint nur ein Auszug aus dem Briefe des Verfassers an Tieck vom 23. Februar 1800: „So viel ich auch aus Meister gelernt habe und noch lerne, so odiös ist doch im Grunde das ganze Buch. — Es ist eine Candide gegen die Poesie, ein nobilitirter Roman. Man weiß nicht, wer schlechter wegkommt, die Poesie oder der Adel, jene weil er sie zum Adel, dieser weil er ihn zur Poesie rechnet. Mit Stroh und Läppchen ist der Garten der Poesie nachgemacht. Anstatt die Comödiantinnen zu Musen zu machen, werden die Musen zu Comödiantinnen gemacht. Es ist mir unbegreiflich, wie ich so lange habe blind sein können. Der Verstand ist darin wie ein naiver Teufel. Das Buch ist unendlich merkwürdig, aber man freut sich doch herzlich, wenn man von der ängstlichen Peinlichkeit des vierten Theils erlöst und zum Schluß gekommen ist. — Ich wollte noch viel darüber sagen, denn es ist mir Alles so klar und ich sehe so deutlich die große Kunst, mit der die Poesie durch sich selbst im Meister vernichtet wird, und während sie im Hintergrunde scheitert, die Oekonomie sicher auf festem Grund und Boden mit ihren Freunden sich gütlich thut und achselzuckend nach dem Meere sieht." Was Tieck schon geleistet hatte —

in seinem Franz Sternbald —, das war Novalis mit seinem Heinrich von Ofterdingen im Begriff zu thun — nämlich den Wilhelm Meister aus dem Oekonomischen ins Romantische zu heben, ihn durch Mystik zu vertiefen, mit Poesie zu durchdringen. Jetzt wußte er von seinem Original nur Böses zu sagen: es war ihm zu prosaisch, d. h. zu körperlich, von der Sonne beschienen, nicht märchenhaft und neblig genug. Andrerseits — daß er das damals schon dachte und aussprach, in einer Zeit allgemeiner Plattheit, wo der Wilhelm Meister, weil er zu poetisch war, keinen Anklang fand, ist in der That bewundernswerth! In demselben Maße aber, als Novalis sich von Goethe abwandte, erhob er ein anderes Idol, seinen Freund Tieck, auf ein immer höheres Fußgestell. In ihm hatten die Romantiker ihr eigenes produktives Talent, ihren eigenen Goethe gewonnen, einen König, von dem Priester Novalis verkündigt und gesalbt. Daß Tieck um diese Zeit einen Jünger Jacob Böhme's abzugeben schien — denn in seinem beweglichen Sinne hatte er sich verlocken lassen, auch in diesem bilderreichen, träumenden Theosophen für eine Weile Trost und Licht zu suchen — mußte ihm in Novalis Augen die rechte und höchste Weihe geben. Dorothea Veit meldet aus Jena an Schleiermacher, 28. October 1799: „Novalis ist ganz toll und rasend in Tieck verliebt und behauptet, das wäre noch ein ganz anderer Dichter als Goethe", und einen halben Monat später: „Hardenberg ist hier . . ., er ist so in Tieck, mit Tieck, für Tieck, daß er für nichts Anderes Raum findet." In der That war Tieck ein echter Romantiker, im Grunde seines Wesens frostig und verständig, aber in kindlichen und kindischen Phantasien spielend — darin dem ewig gefrorenen Boden in Sibirien, der doch auf seiner Oberfläche grünes Gras und schöne seltsame Blumen trägt, vergleichbar. Je mehr die Schule an Erfolgen gewann, desto weniger bedurfte sie der Stütze, die ihr bei der ersten Bildung

Goethe gewährt hatte, und je mehr der große Dichter Maß hielt und den klaren Tag der hellenischen Formenwelt sich nicht wollte verdüstern lassen, desto fremder wurde er den verzückten Phantasten und den Neophyten des Kirchenglaubens. Der Krieg gegen Goethe aber unterschied sich in doppelter Hinsicht von den Parteiungen und Streithändel, die seit bald hundert Jahren die deutsche literarisch-kritische Geschichte bewegt hatten: er wurde erstens, wie wir schon bemerkt haben, nicht offen, nicht im Angesicht des Publikums geführt, sodann schwankte er zwischen Anerkennung und Anfeindung hin und her — denn die Romantiker besaßen zu viel ästhetische Bildung, als daß sie der innern Stimme hätten völlig Schweigen gebieten können. Wenn der gewaltige Gegner seine eigenen Wege ging, so hieß es mit entschuldigendem Achselzucken, er sei alt geworden: aber freilich Phantasie hatte seiner Dichtung immer gefehlt, sie war immer an die Wirklichkeit gebunden gewesen. Wie Friedrich Schlegel darüber dachte, geht aus den weiblichen Geständnissen seiner Dorothea deutlich hervor. Sie schreibt an Caroline Paulus, 8. December 1804: „Alt war der Alte schon längst, sonst hätte er die Eugenie nicht dichten können*), aber nicht Alle, welche alt werden, sind deßhalb so veraltet, als er. Dazu muß man eben nie recht jung gewesen sein. Geh, er hat kein Gemüth und keine Liebe und wenn es damit nicht richtig ist, kann Alles auf die Länge nicht gut werden." Die Schrift über Winkelmann, glänzend

*) Die Eugenie wurde überhaupt von der romantischen Schule mit eisigem Schweigen aufgenommen — sie enthielt moderne, politische, sociale Historik, nichts Spanisch-Gläubiges, wie der standhafte Prinz, nichts Schottisch-Blutiges, wie Macbeth, oder Nebelhaft-Dänisches, wie Hamlet. Als A. W. Schlegel in seinen dramatischen Vorlesungen an die Stücke Goethe's kam, erwähnte er der Natürlichen Tochter mit keiner Silbe. Dies bemerkte Goethe selbst mit einer ihm sonst fremden Empfindlichkeit — man sehe seine Aeußerungen gegen Sulpiz Boisserée (I, S. 119).

durch die schönste Prosa, die je in deutscher Sprache geschrieben worden, reich an Anschauungen und Gedanken, voll tiefer und zugleich milder Seelen- und Menschenkenntniß, — diese Schrift Goethe's machte auf die romantisch-katholischen Convertiten, denn auch Winckelmann war ja Convertit, den übelsten Eindruck. Dorothea schreibt derselben Freundin im Sommer 1805: „Den Winckelmann von Goethe habt Ihr doch gewiß schon gelesen? Was sagst Du zu diesem sächsisch-weimarischen Heidenthum? Ich gestehe Dir, mir kommt das Ganze sehr flach, ja gemein, Goethe's Stil unerhört steif und pretiös und die Antipathie gegen das Christenthum sehr affectirt und lieblos vor, und wahrhaftig, wenn man alt ist, ist man noch lange nicht antik. Aber wenn man sich so gewaltsam versteinert und durchaus antik sein will, dann wird man vielleicht alt!" Noch spätere, aus derselben Quelle geflossene Aeußerungen Dorothea's sind folgende. An Sulpiz Boisserée, Wien 24. Aug. 1813: „Goethe ist in Teplitz gewesen; ich weiß nicht, ob er noch dort ist. Der flüchtet vor dem äußeren Feinde und giebt seine ganze Seele ungehindert dem inneren Feinde Preis. Es giebt nicht viele Bücher, die meiner inneren Natur so zuwider sind als seine letzteren, vollends sein so genanntes Leben. Was er über die Sakramente und was er über Ihr Werk kund thut, ist doch so bei den Haaren herbeigezogen." An ihre Söhne, Frankfurt 3. Juli 1816: „Da ist nun endlich das Kunstadelsdiplom, was zu erlangen die Boisserées so lange um den alten Heiden herumgeschwänzelt haben. Eine Stelle ist darin über das Christenthum als Gegenstand der Malerei, diese ist nicht allein das klare, kecke Geständniß seiner antichristlichen Denkart, sondern durch Stil und Denkart so über alle Maßen platt und bierbrudergemein, daß ich heftig im Lesen darüber erschrocken bin; es war mir zu Muthe, als sähe ich einen verehrten Mann vollbetrunken herumtaumeln, in Gefahr, sich im Kothe zu wälzen. — Zum Theil kommt mir das Ganze armuthselig und

geistesarm vor; zum Theil aber ist mir durch diese verruchte Entwürdigung der heiligen Geheimnisse auch das Uebrige in Asche und Graus verwandelt. Das Ganze ist Lug und Trug." Die Schreiberin dieser Zeilen war die zum Christenthum bekehrte Tochter des Moses Mendelssohn und das dient zu ihrer Entschuldigung. Aus ihr sprach der jüdische Partei- und Sektengeist: hatte sie doch oben mit derselben Kühnheit Goethe den Gott-Vater genannt! Wenden wir uns zu Dorothea's Gatten selbst, so erhielt dieser durch die vier ersten Bände der neuen Ausgabe der goethischen Werke (1806—1808, bei Cotta) Gelegenheit über Goethe sich öffentlich zu äußern. Er thut dies (im ersten Jahrgang der neugegründeten Heidelberger Jahrbücher) auf eine für ihn und die neu aufgesteckte Parteifahne charakteristische Art. Er spricht mehr nebenher, als direkt über Goethe — da ein offener Angriff zu gewagt, auch der Abstand gegen frühere Urtheile zu grell gewesen wäre. Was irgendwie für katholische Romantik und das Mittelalter verwendbar ist, findet Anerkennung, was bloß menschlich ist, wird abgewiesen, Beides in verdeckter Wendung, mit schielendem Ausdruck. Das „Blümchen Wunderschön" z. B. erhält die Prädikate: „So zart spielend, als liebevoll herzlich" (weil dort ein Graf in einem Schlosse gefangen sitzt und wegen der Blumentändelei, wie bei Tieck); das „Bergschloß" hat den Kritiker vorzüglich angesprochen (wegen der „tüchtigen Zeit" und des „würdigen Pfaffen"), der „Rattenfänger" ist „unvergleichlich" (als altdeutsche Sage und mythisches Märchen); desto schlimmer aber steht es mit der rationalistischen „Walpurgisnacht": „Die allzu prosaische Erklärung des bekannten Volksaberglaubens konnte wohl durch keine, auch noch so dichterische Behandlung der Poesie angeeignet werden". Die „Braut von Korinth" (von der das Athenäum von 1798 gesagt hatte: „Goethe's Braut von Korinth macht Epoche in der Geschichte der Poesie") wird noch glimpflich genug charakterisirt: „Hohe

Vollkommenheit der Darstellung bei einem widerstrebenden Stoffe" (d. h. dem Renegaten des Hellenismus und ascetischen Klosterheiligen widerstrebend), weniger günstig der „Gott und die Bajadere", welche Romanze „sich, wo nicht durch innere Tiefe, indem der eigentliche schöne Sinn der indischen Sage ganz darin verfehlt ist, doch wenigstens, von dem Stoffe und dessen dichterischem Verständniß abgesehen, durch die äußere musikalische Fülle empfiehlt" (ein absichtlich falsches Urtheil: grade die indische Sage ist hier zu humaner Sittlichkeit vertieft; auch der katholische Christ Friedrich Schlegel hätte hier leicht eine Anknüpfung gefunden, wenn nicht der neuerstandene Indianist gleichen Namens den Eingriff auf sein Gebiet als ungehörig hätte abweisen müssen). Von den erhabenen religiösen Oden, die der Kritiker „reimfreie Monodien in menschlichen Sinnbildern" nennt, heißt es: „Je abweichender, je ausgesetzter dem Tadel die in diesen Fragmenten herrschende Ansicht der Dinge ist" u. s. w. (abweichend nämlich von der Glaubensregel, also ketzerisch). Ueber die Elegien wird in gezwungener, zweideutiger Weise gesprochen, die Nachahmung der Antike erlaubt und doch wieder für bedenklich erklärt; die Elegien zusammengenommen, sollen ein Ganzes bilden können, das dann ein Lehrgedicht sein würde (man höre: ein Lehrgedicht! hier taucht der im Unsinn sich gefallende, „verrückt phantasirende" und stark verschrobene junge Kritiker der neunziger Jahre wieder auf; sein eigentliches Verhältniß zu den Elegien war der quälende Widerspruch der angelobten Abtödtung auf der einen, der Fleischeslust auf der andern Seite, welche letztere sich trotz alles eifrigen Glaubens nicht abwehren ließ und durch das Bewußtsein der Sünde nur noch reizender wurde — daher lauter Streiche durch die Luft und zur Seite). Dann folgen Worte und wieder Worte über Wilhelm Meister — was er ist und was er nicht ist und wie es kommt, daß er „den Begabtesten unter den Zeitgenossen" (d. h. Novalis und ihm selbst nebst Gattin) erst gefällt, dann

sie aber anwidert; der Roman wird gegen diese Gegner vertheidigt, aber auf heuchlerische Art, mit verzogenem Lächeln; er soll nicht mit Cervantes verglichen werden und wird diesem doch gegenübergestellt; er ist „nicht romantisch (sein Hauptfehler; Heinrich von Ofterdingen ist der Roman, wie er sein soll), sondern modern, daher manchen Abwegen der Bildung und des Verstandes ausgesetzt, indem z. B. die Verhältnisse des geselligen Lebens die Phantasie erdrücken oder stören" u. s. w.*) Einige Jahre später, als der Zauberring von Fouqué, dem Schützling A. W. Schlegel's, erschienen war, äußerte Friedrich gegen Clemens Brentano, wie dieser dem ritterlichen Dichter selbst meldete, der Zauberring sei seit dem Don Quixote der beste Roman — also Wilhelm Meister und die Wahlverwandtschaften waren geschlagen und kamen nicht mehr in Betracht, und auch der Glanz des Sternbald und des Ofterdingen war vor dem neuen Meteor erblichen. Und um, da wir bei Friedrich Schlegel stehen, auch seine „Vorlesungen über Geschichte der alten und neuen Literatur" (zuerst in Wien 1812 gehalten) gleich hinzuzunehmen, so wird hier mit pfäffischer Schlauheit dem Genius Goethe's viel zugestanden, aber in Einschränkungen und Vorbehalten, liebevoll und bedauernd, das Beste wieder zurückgenommen. „Willig folgen wir, so oft sein Lied vom Orient oder vom Occident her ertönt, dem magischen

*) Viele Jahre nachher äußerte A. W. Schlegel, dieser Aufsatz seines Bruders sei „voller Witz" und solle eine „Parodie auf Goethe's Recension von des Knaben Wunderhorn" sein. Wir können in demselben kein Fünkchen Witz entdecken und eben so wenig irgend eine parodische Beziehung auf Goethe's genannte Recension. In der letzteren aber warnte Goethe die Herrn Herausgeber, sie möchten sich vor dem „Singsang der Minnesinger, vor der bänkelsängerischen Gemeinheit und vor der Plattheit der Meistersänger, so wie vor allem Pfäffischen und Pedantischen höchlich hüten". Dies mußte Anstoß geben und besonders Friedrich Schlegel's Zorn erregen.

Greis, unwiderstehlich fortgezogen in seine Zaubersphäre, während wir in seinen Prosagedanken nur den unbefriedigten Kampf einer nicht zum Ziele gelangten großen Natur erblicken" (d. h. zum Ziele der Rechtgläubigkeit). „Goethe, heißt es gleich drauf, hat Vielen mit Recht als ein Shakespeare unseres Zeitalters gegolten" (folgt ein trübes und schiefes Bild dieses Zeitalters, dessen Schatten natürlich auf Goethe fallen); „in Rücksicht auf die Denkart aber, wie sie sich auf das Leben bezieht und das Leben bestimmt, könnte er auch wohl ein deutscher Voltaire genannt werden" (freilich poetischer als dieser); „indessen wird doch auch oft fühlbar, daß es dieser verschwenderischen Fülle des mit Gedanken spielenden Geistes an einem festen innern Mittelpunkte fehlt" (d. h. es fehlte Goethe der Halt der geoffenbarten Gnade, er war und blieb der Humanist, der nicht auf diesem oder jenem Berge betete). Der gleiche Vorwurf trifft Schiller: „Er ist durchaus im Zweifel stehen geblieben, daher weht uns selbst aus seinen edelsten und lebendigsten Werken bisweilen der Hauch einer innern Kälte entgegen" (die Kälte, deren Hauch wir allerdings hin und wieder in Schiller's Dichtungen empfinden, kam nicht vom Zweifel, denn Schiller war kein Zweifler, vielmehr so stark im idealen Glauben, wie nur Schlegel jemals in seinem düstern Wahn, sondern sie stammte aus einem Rest poetischen Unvermögens: Schiller wußte nicht Alles, was er ergriff, in Phantasie aufzulösen und fiel dann öfter in sein Element, die Rhetorik, zurück). — Während so Friedrich Schlegel in Wien aus dem Gewölbe seiner christkatholischen Gruftkirche Orakel erließ, hatte um dieselbe Zeit eine andere romantische Genossenschaft, die sich in Heidelberg zusammenfand, gleichfalls mit Goethe gebrochen, doch ohne es öffentlich zu sagen. Die Heidelberger waren nicht gerade kirchlich-fanatisch (was zwei von ihnen erst später werden sollten), wohl aber phantastisch, mittelalterlich, symbolisch, von der Einfalt des Volkes und alter Zeiten als dem Höchsten

hingerissen, voll Verachtung gegen Form und Helle. Zwei von ihnen, Achim von Arnim und Clemens Brentano sammelten (und dichteten zum Theil) die Lieder des Wunderhorns, der Dritte, der heißblütige, wetterleuchtende Görres, nahm sich der deutschen Volksbücher an, und Alle zusammen gaben ein überaus romantisches Journal, die Einsiedlerzeitung (Tröst Einsamkeit), heraus; über ihnen schwebten als Geister höherer Wissenschaft Daub und Creuzer und über den Häuptern dieser als leitender Genius Schelling in München. Daub selbst, der theologisirende Philosoph, der damals schon seinen Judas Ischariot in Gedanken trug, ließ sich in einer Weise über Goethe vernehmen, daß man seine Reden nur mit Gretchen's Worten wiedergeben kann:

Steht aber doch immer schief darum,
Denn du hast kein Christenthum.

(S. den Brief Bertrams an S. Boisserée, vom 11. Mai 1811.) Aber einen andern aufgeklärten Professor an derselben Universität, Voß den Vater, verdroß und erbitterte dies ganze Gemunkel: er verfolgte es unablässig mit grober Freimüthigkeit und hieb auf die Gegner ein, wie ein Mecklenburger Drescher in das Stroh auf der Tenne. Er stand auf Goethe's Seite, nicht weil er an des Dichters Gemüthswelt Antheil gehabt hätte, wohl aber, weil dieser ihn und seine Poesien vor wenig Jahren sehr günstig (vielleicht ironisch) beurtheilt hatte, dann auch, weil er wohl merkte, daß es zwischen dem Olympier und den Romantikern nicht mehr stand, wie früher. Wie im Besonderen diese Heidelberger über Goethe dachten, lehren die Briefe von Heinrich Voß, dem Sohne, an Charlotte von Schiller. Wir setzen eine Stelle her, die dieses neupoetische Glaubensbekenntniß zusammenfaßt, 28. Aug. 1807: „Görres hat Witz und Phantasie, doch durchaus keinen Geschmack — ich fürchte, seine ungeregelte Phantasie wird ihn noch einmal ins Narrenhaus bringen. Er predigt den Heidelbergern jetzt

die Rungischen Arabesken, mystischen Inhalts*) — Jean Paul ist sein Heros, Schiller verdient nicht den Namen eines Dichters; Goethe soll einige Anlage gezeigt haben, aber die gemeine Natur hat den Sieg davongetragen. Im Wilhelm Meister herrscht eine niedrig-ökonomische Ansicht des Lebens (dem Novalis nachgesprochen), ein irreligiöser Dualismus" u. s. w. So weit also war es bei diesen jüngeren Genossen der Schule mit ihren Urtheilen über Dichter und Dichtwerke bereits gekommen. Es fehlte offenbar der mäßigende klare Geist des bisherigen Führers, des älteren Schlegel. Dieser war auf eine Reihe Jahre, während seine Freunde mit Märchen und den Schatten der Vorzeit sich unterhielten, fern von Deutschland, unter fremden Menschen und Sprachen, der politischen Wirklichkeit nahe gerückt. Wie die heimische literarische Welt sich ihm jetzt darstellte, lehrt uns ein höchst merkwürdiger Brief, den er von Genf im März 1806 an seinen poetischen Zögling Fouqué nach Berlin schrieb. Er meint, es sei jetzt nicht mehr an der Zeit, mit nichtigen und müßigen Phantasien zu spielen; jetzt bedürfe es einer nicht träumerischen, sondern energischen, auf das Herz und den Willen wirkenden, patriotischen Poesie oder statt alles Dichtens vielmehr der Beredsamkeit. Dies Bekenntniß aus diesem Munde, schon am Anfang des Jahres 1806, also noch vor der Zertrümmerung Preußens, setzt uns in Erstaunen; es war das Gegentheil der Romantik, ein Abfall von ihr, der Uebergang zu der praktisch-politischen Prosa. Vielleicht wirkte zu dieser Umkehr das Schicksal der Frau von Staël mit, die von Napoleon gehaßt und verfolgt wurde; auch ist der Brief ja an einen preußischen Offizier gerichtet, der sich neben der poetischen Handarbeit immer als solchen fühlte. Gegen Ende des langen Schreibens taucht indeß der Romantiker wieder hervor und zeigt sich in der Unzufriedenheit mit

*) Philipp Otto Runge, aus Pommern, Zeichner und lyrischer Dichter, war um jene Zeit zu andächtiger, traumhafter Romantik übergegangen.

Goethe oder vielmehr in einer entschiedenen Anfeindung dessen, den die Schule sonst nicht genug hatte verherrlichen können, und der jetzt ihren Schwenkungen und Ausschreitungen nicht folgen wollte. „Wie treibt es nur der alte Goethe?“ fragt er. „Es scheint, er will alle seine Jugendsünden wieder gut machen“ — „nur vor einer Sünde hütet er sich nicht, die am wenigsten Verzeihung hoffen kann, nämlich der Sünde wider den heiligen Geist. Sein Winckelmann, das sind wieder verkleidete Propyläen, die also das Publikum doch auf alle Weise hinunterwürgen soll. Und was soll uns eine steife, ganz französisch lautende Uebersetzung eines Dialogs, den Diderot selbst vermuthlich verworfen hat? Ich habe recht über die barbarische Avantage lachen müssen, die Shakespeare und Calderon bei ihren Stücken gehabt haben sollen“ (geht auf eine Aeußerung Goethe's in der „Geschmack“ überschriebenen Anmerkung zu Rameaus Neffe). „Dies ist eine wahrhaft barbarische Art zu schreiben, dergleichen sich jene Großen nie zu Schulden kommen lassen. Man versichert uns, daß Goethe im Gespräch unverholen Partei gegen die neue Schule nimmt, und das ist ganz in der Ordnung. Warum zieht er nicht gedruckt gegen sie zu Felde?“ Er that es nicht, weil öffentliche Polemik überhaupt nicht seine Sache war; in zahlreichen Xenien und Streckversen, die erst später ans Licht des Tages traten, gab er im Stillen seinem Mißvergnügen Sprache; warum aber umging A. W. Schlegel selbst den Meister so schüchtern in so weitem Bogen? Noch vor weniger als einem Jahre hatte er ein Sendschreiben „an Goethe über einige Arbeiten in Rom lebender Künstler“ erlassen und nun zuckte er verächtlich die Achseln über eine der herrlichsten Schriften Goethe's (Winckelmann und sein Jahrhundert), die das Publikum „hinunterwürgen“ müsse — ein Beweis mehr, wie sein feiner und scharfer Geist sich jedesmal trübte, wenn es den geschlossenen Zusammenhalt der romantischen Sekte galt.

Und damit haben wir das Verhältniß Goethe's zu der Künstlerschaft des neuen Jahrhunderts berührt. Auch die Kunst hatte wie ihre Schwester, die Poesie, die Wendung zum Mittelalter vollzogen: nicht die Schönheit war mehr ihre Göttin, sie sehnte sich nach der Frömmigkeit des Klosterbruders, durch die allein sie die Anwartschaft auf unsterbliche Schöpfungen zu erhalten vermeinte. Die Meister des Cinquecento waren ihr jetzt zu menschlich und heidnisch: die herbe Süßigkeit, das reizende Ungeschick der naiven Vorboten übten auf die Kunstdoctoren dieselbe Anziehung, wie im sinkenden Alterthum die nachgeahmten archaischen Sculpturen auf die spätere griechisch-römische Zeit oder wie etwa junge Mädchenknospen auf einen alten Wüstling. Die Bilder Fiesoles, deren Formen von dem Glauben wie von einem engen Reif zurückgehalten waren, verdrängten die Bewunderung für den weltlich ausgearteten Rafael, und ebenso die Gothik mit ihrem Schwung ins Unendliche und ihrer farbigen Dämmerung den Sinn für den frei entfalteten Renaissancebau, der die Freude an Licht und gegenwärtigem Dasein als allgemeine Stimmung an sich trug. Darum mußte, wer ein rechter Maler sein wollte, Katholik werden, mit dem Weihrauchdampf der Kirche sich den Sinn betäuben und, ehe er den Pinsel ergriff, ein inbrünstiges Gebet verrichten. Das Beispiel für alle Uebrigen hatte Friedrich Schlegel gegeben, den man wohl den bösen Genius der Romantik nennen könnte, der sie z. B. gleich Anfangs übermüthiger Weise mit Schiller verfeindet und dann durch einen cynischen Roman und seine Wanderungen mit der Frau eines Andern vor aller Welt bloßgestellt hatte. Gar zu gern hätte die fromme deutsche Brüderschaft auch von Goethe das gleiche künstlerische Ordensgelübde empfangen. Aber sein Bekenntniß in den Propyläen und die Schrift über Winckelmann lautete ganz anders: er blieb bei seinem humanen Heidenthum, erfrischte sich an der Gesundheit der klassischen Kunst und die

Scenen des griechischen Mythus sprachen ihn als Stoffe künstlerischer Darstellung mehr an, als die widrigen Legenden und abgezehrten Heiligen des christlichen Mittelalters. Als dann in den Jahren 1816 und 1817 seine italienische Reise erschien, da war bei den deutschen Römern der Unwille, die Erbitterung groß. Wir sehen dies unter Anderem aus den Briefen und Aussprüchen Niebuhr's, des damaligen preußischen Gesandten beim Vatikan, der mit den Nazarenern viel verkehrte. Ja Niebuhr wünschte einmal sogar, diese „im Rausch" geschriebenen Blätter wären gar nicht gedruckt worden! Die Nachwelt hat die damaligen Urtheile nicht bestätigt: Goethe's italienische Reise gehört zu seinen populärsten Werken und die romantische Kunstschule ist längst in Schutt und Asche gesunken und in alle Winde zerstoben. Goethe selbst führte nach seinem Winckelmann den Kampf im Stillen fort, bis er 1817 im zweiten Heft von Kunst und Alterthum mit einem von Meyer geschriebenen Aufsatz: „die neudeutsche religiös-patriotische Kunst" gegen das Unwesen sich erhob. (Zur Ergänzung dienen seine Briefe an Knebel vom 17. März und an Zelter vom 24. August 1823, sowie die erst 1832 gedruckten „Aphorismen, Freunden und Gegnern zur Beherzigung".) So war der Zwiespalt vor aller Augen offenbar geworden: die Künstler im Bunde mit der Kirche zuckten die Achseln und bedauerten das Schicksal des Alten, der einst ein Anderer und Besserer gewesen. Tieck aber schrieb am 18. December desselben Jahres 1817 an Solger: „Ich glaube, man müsse von dem realen Nichts und dem realen Wirklichen aus Goethe und so manchen Anderen fast logisch zeigen können, wie in ihrer wahren Verehrung der Antike zugleich ein ganz nichtiger, willkürlicher und leerer Aberglaube liegt, der niemals, am wenigsten in der Nachahmung, zum Leben kann erweckt werden, — warum sie, auf diesen Standpunkt gebannt, die Kunstwelt, die unerläßlich mit dem Christenthum, mit dem wahrhaft Nationalen zusammenhängt, verkennen

müssen, — und wie jenes Ideal, das ihnen vorschwebt, ein nichtiges Gespenst der Leblosigkeit ist. Dies ist mir wieder recht lebhaft beim Durchblättern seiner neuen neapolitanischen Reise geworden."

Aehnlich, doch minder schroff, war der Widerstand, den Goethe im Gebiet der Poesie den „Mittelältlern", wie er sie nennt, entgegensetzte. Die mittelalterliche Dichtung war neu entdeckt und wurde eben darum überschätzt, zunächst von denen, die sich durch Studium einigermaßen in den Stand gesetzt hatten, jene verschollenen Gedichte und ihre Sprache zu verstehen, dann, und vielleicht noch mehr, von der dilettantischen Menge, die der Mode folgte und keines von den alten Liedern und Epen jemals gelesen hatte. Je befangener, beschränkter, dürftiger der Geist und Inhalt jener fernen Zeit und ihrer Gesänge, desto überlegener der Verstand derer, die sie dennoch als ein Höchstes priesen; liegen doch noch heute die Dinge so, daß, wer in Wort und Schrift für Wolfram und Gottfried und Walther von der Vogelweide begeistert ist und sich über die zweimalige klassische Periode der deutschen Literatur mit Beredsamkeit ergeht, in der Regel von jener angeblichen ersten Klassik nur von Hörensagen weiß und nur nachspricht, was ihm vorgesagt worden. Die Ritterpoesie des Mittelalters ist für uns todt und begraben, wohl, wie so viel Anderes, ein interessanter Gegenstand gelehrter Forschung, aber durch keine Bemühung wieder zum Leben zu erwecken. Goethe nun reichte mit seinem Geiste wohl bis zu den Zeiten der Renaissance und der Reformation und wußte von dorther lebendige Quellen auf seine poetischen Fluren zu leiten; weiter hinauf aber verschwand der nationale Boden: dort lag die Fremde, weit ferner von uns, als Griechenland und Rom. Wer muß nicht den Ekel theilen, den Goethe bei der Miselsucht des armen Heinrich empfand? Indeß die Nibelungen, nachdem er sich einmal darauf eingelassen, las er gern vor, erklärte sie den Anwesenden und bemühte sich, sie beim

Vorlesen unmittelbar in heutiges Deutsch zu übertragen. Doch ist der Ton, wo er bei verschiedenen Gelegenheiten auf sie zu reden kommt, verhältnißmäßig kühl. Man soll sie ja nicht mit Homer in Parallele stellen, weil sie dann in jedem Betracht nur verlieren können. „Haben wir Deutsche", heißt es z. B. in den Anmerkungen zum Westöstlichen Divan, „nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung (mit Homer) den größten Schaden gethan? So höchst erfreulich sie sind, wenn man sich in ihren Kreis recht einbürgert und Alles vertraulich*) und dankbar aufnimmt, so wunderlich erscheinen sie, wenn man sie nach einem Maßstabe mißt, den man niemals bei ihnen anlegen sollte." Und an Knebel im Jahre 1814: „Ich habe an der homerischen wie an der nibelungischen Tafel geschmaust, mir aber für meine Person nichts gemäßer gefunden, als die breite und tiefe immer lebendige Natur, die Werke der griechischen Dichter und Bildner". Auch dies mußte einen Mißklang mit dem herrschenden Geschlecht der Romantiker geben, und eben so, wenn er ihren Uebertreibungen in Verehrung der neuern Dichter, Dante, Calderon, Shakespeare entgegentrat und auch darin von der antiken Dichtung als ewigem Muster nicht lassen wollte. Dante's Schroffheit und architektonisch-mystische Scholastik mußte Goethe's mildem, humanem Geiste zuwider sein; wie ihn Theognis mit seiner menschenfeindlichen Moral nicht ansprach, so auch Dante nicht: bei beiden erklärte er das strenge Gericht, das sie über ihre Zeitgenossen verhängen, aus ihrem Leben als Verbannte und Ausgestoßene, als Emigrirte, die wie die der französischen Revolution eine reiche Bildung durch rohe Parteiwuth zerstört sahen. An den Dramen des Spaniers Calderon hatte er Anfangs die höchste

*) Das Wort vertraulich kommt auch in der Recension von Voßen's Gedichten vor: „Und verschmäht nicht, uns durch beigefügte Noten vertraulich aufzuklären" — wo es beinahe so viel heißt, als mit Zudringlichkeit, da Gedichte sich doch selbst erklären sollen.

Freude und stimmte mit seinen jüngern Freunden darin überein, später ward sein Lob ein bedingtes und daß des genannten Dichters Geist in tiefen Fesseln liegt, konnte er sich nicht verhehlen: der Kirchenglaube mit seinen Satzungen und die conventionelle Ritterlehre, diese Schranken ließen keine freie Sittlichkeit und natürliche Empfindung aufkommen. Es war in Calderon erstarrte Bildung, Ueberkultur, und wenn uns Shakespeare die „volle reife Traube vom Stock" oder auch den gekelterten, geklärten Wein zur Erquickung reicht, so empfangen wir von Calderon „abgezogenen Weingeist, ein mit Süßigkeiten gemildertes, mit Spezereien geschärftes, köstliches Reizmittel, das, wer es nicht will, abweisen kann". Goethe faßte dieses halbverhüllte antikatholische Urtheil acht Jahre später in den prägnanten Satz zusammen: „Wie Natur und Poesie sich in der neueren Zeit vielleicht niemals inniger zusammengefunden haben, als bei Shakespeare, so die höchste Kultur und Poesie nie inniger als bei Calderon". Auch in der Würdigung Shakespeare's geriethen nach Goethe's Urtheil die romantischen Häupter, vor Allen August Wilhelm Schlegel und Tieck, durch Ueberspannung und Sophistik aus der gemessenen Bahn. Goethe hatte schon in der Jugendzeit den englischen Dichter enthusiastisch gepriesen, von ihm gelernt, an ihm sich gebildet, dann in reiferen Mannesjahren sinnvolle Betrachtungen über ihn im Wilhelm Meister niedergelegt; jetzt aber machten ihn die Thorheiten der kritischen Stimmführer unwillig, und er schrieb im Jahre 1813 den Aufsatz: „Shakespeare und kein Ende". Goethe hat kaum ein Stück Prosa verfaßt, das in so geringem Umfang so viel tiefe und treffende Gedanken in so lebhaftem, klarem, natürlichem Stil vorträge, als diese Studie. Indem er Shakespeare's Größe nicht verkennt, vielmehr diese aus noch breiterem Grunde aufsteigen läßt und sie dadurch sichert, widersetzt er sich doch der romantischen Verflüchtigung und Verfärbung des in der realen Welt heimischen Dichters, der wohl wußte, was er wollte.

„Anstatt unsere Romantik, die nicht zu schelten noch zu verwerfen sein möchte, über die Gebühr ausschließlich zu erheben und ihr einseitig nachzuhängen, wodurch ihre starke, derbe, tüchtige Seite verkannt und verderbt wird, sollten wir suchen, jenen großen unvereinbar scheinenden Gegensatz (von Nothwendigkeit und Freiheit oder von Sollen und Wollen, von welchen zwei Gliedern je das erste mehr der antiken, das zweite mehr der modernen Lebensansicht angehört) um so mehr in uns zu vereinigen, als ein großer und einziger Meister, den wir so höchlich schätzen und, oft ohne zu wissen warum, über Alles präkonisiren, das Wunder wirklich schon geleistet hat. Freilich hatte er den Vortheil, daß er zur rechten Erntezeit kam, daß er in einem lebensreichen, protestantischen Lande wirken durfte, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang schwieg, so daß einem wahren Naturfrommen, wie Shakespeare, die Freiheit blieb, sein reines Innere, ohne Bezug auf irgend eine bestimmte Religion, religiös zu entwickeln." Die Stacheln, die in diesen und den übrigen Worten verborgen waren, fühlten die Ueberschwänglichen und die Grübler wohl an ihrem Leibe; als aber drei Jahre darauf noch ein Nachtrag kam: „Shakespeare als Theaterdichter", in dem die Behauptung durchgeführt war, Shakespeare eigne sich mehr zum Lesen, als zur theatralischen Darstellung und es sei verkehrt, ihn, so wie er da sei, ohne Ueberarbeitung, aufzuführen, — da war der Gräuel unerhört: daß bei Shakespeare kein Wort, keine Silbe ausgelassen werden dürfe, daß bei ihm Alles bis aufs Kleinste wohlbedacht sei und nichts außer dem organischen Zusammenhange liege, dies war ja ein Hauptsatz der romantischen Glaubenslehre und dies wagte der Alte in Weimar zu leugnen! Sehr verdrießlich war der Umstand, daß der Urheber solcher Ketzereien der langjährige, vielerfahrene Leiter einer der ersten Bühnen Deutschlands war, einer Bühne, die für die hohe Schule der Schauspielkunst galt, die die Stücke Schiller's in die Welt eingeführt und mit allen

Kräften für ein ideales Schauspiel gewirkt hatte. Aber es gab noch einen andern Dichter und Dramaturgen — noch größer als Goethe und nach seiner eigenen Meinung und der seiner Gesellen befähigt und jeden Tag bereit, Goethe zu stürzen und an dessen Statt den Thron zu besteigen. Es war dies Ludwig Tieck. Heut zu Tage macht es einen fast komischen Eindruck, wenn Tieck in einem Briefe an Solger sich an Goethe mißt und jetzt ganz bestimmt zu sehen glaubt, „wo wir uns trennen und trennen müssen", d. h. wo Tieck ihm überlegen ist (Solger's Nachlaß I., S. 486). Auch in den von Holtei herausgegebenen Briefen an Tieck bewundern die Correspondenten überall den großen Dichter, an den sie schrieben, hüten sich aber wohl, um den Empfänger nicht unangenehm zu berühren, Goethe ohne Einschränkung zu preisen. Ja, Immermann z. B. erlaubt sich am 28. November 1831 die Worte: „Mir scheint es zuweilen, als ob das Gebiet der eigentlichen Poesie erst da beginne, wo Goethe (mit wenigen Ausnahmen) aufhört". Besonders aber Shakespeare war Tieck's verbrieftes Eigenthum und da durfte kein Anderer ihm dreinreden: in dem Dienste Shakespeare's war er der Oberpriester, der das Gesetz verkündigte und dieses dann zu wahren hatte. Freilich, wer genauer zusah, erkannte wohl, daß Tieck seinem Götzen nicht aus treuer Ueberzeugung anhing: die ausschließliche Vorliebe für den englischen Meister (wie auch die für den Spanier) war in echt romantischer Weise nur eine geistreiche Sonderbarkeit, mit der er sich Bedeutung gab: er suchte etwas darin, lächelte über die, die in ihrer Einfalt davon nichts verstanden, und hatte in Shakespeare sein Steckenpferd, wie ein solches hervorragenden Geistern wohl ansteht. In seinen dramaturgischen Arbeiten ließ er es an Paradoxien nicht fehlen. Mußte man nicht bestürzt werden, wenn Tieck z. B. die Lady Macbeth für eine zärtliche liebevolle Seele ausgab und demgemäß auf der Bühne dargestellt haben wollte — was sogar der milde Goethe mit

ungewohnter Deutlichkeit ablehnte und dem Kritiker vorwarf? Tieck's Antwort an den großen Nebenbuhler erfolgte in der Einleitung zu den gesammelten Schriften von R. Lenz, vom Jahre 1828, die die Ueberschrift trägt: „Goethe und seine Zeit". Hier wird zwar in manchen schönen und wahren Urtheilen Goethe's ganze poetische Größe anerkannt und sein Individuum mit Liebe gezeichnet, aber auch manche Tücke verübt und immer ein aus Shakespeare gezogener hyperdramatischer Maßstab angelegt: möglich wurde das Eine und das Andere durch die dialogische, dem Plato nachgekünstelte Form, in die die breiten Ausführungen gefaßt sind. Diese Form brachte den Vortheil mit sich, daß alles Günstige und Ungünstige an verschiedene Personen vertheilt werden konnte und den Verfasser also zu nichts verpflichtete: was sein eigener Ernst war, trat nirgends hervor und er konnte alles Gesagte jeden Augenblick als Einseitigkeit zurücknehmen. Es ist romantische, vornehm-überlegene Ironie, in deren Zwielicht mancher empfindliche Streich gefahrlos geführt werden kann.

Wer im Shakespeare den „Genius der britischen Insel" erkannt hat (A. W. Schlegel, Vorlesungen über dramatische Kunst, 25. Vorlesung), wird es nicht unpassend finden, wenn wir Goethe den Genius der deutschen Nation nennen; wie aber kaum ein Menschenalter nach Shakespeare's Tode der puritanische Fanatismus, die andere Seite des britischen Nationalgeistes, ausbrach und Shakespeare's helle und weite Lebensansicht sich verengte und verdüsterte — und ganz hat der Himmel sich bis auf den heutigen Tag nicht erheitert, — so geschah es auch mit Goethe: auch gegen diesen erhoben sich die Ansprüche der Moral, und er ward vor dem Angesicht dieser strengen Richterin verurtheilt und geschmäht. Daß Goethe unsittlich sei, ist ausgemacht und eine bis auf die Gegenwart nicht ganz erschütterte Wahrheit. Besonders in Norddeutschland ist das herrschende Ideal, das für so manches Versagte entschädigt,

die Moral, d. h. das den Menschen überall begleitende Bewußtsein, aus zwei Stücken zusammengesetzt zu sein und den harten Kampf gegen die Sinnlichkeit bestehen zu müssen. Denn Moral heißt, genau betrachtet, nicht schöne und weise Lebensführung, sondern Mißtrauen gegen das Natürliche, vor Allem gegen das Geschlechtsverhältniß, die Liebe. Auch dies weniger der That und Ausübung, als den Worten und dem Scheine nach; Mephisto, einer der größten Menschenkenner, die gelebt haben, sagt:

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können —

oder aus derselben Zeit, 1774, Kilian Brustfleck in Hanswurst's Hochzeit:

Kein leicht unfertig Wort wird von der Welt vertheidigt,
Doch thut das Niedrigste und sie wird nie beleidigt.
Der Weise sagt, der Weise war nicht klein:
Nichts scheinen, aber Alles sein —

woraus dann als einfache Folge Pharisäismus, Uebertünchung sich ergiebt. Besonders das angeblich freie England liegt tief unter dem Joche dieser Heuchelei: nur züchtig in Reden, vor den Augen der Welt, und wehe dem, der leichtsinnig und unbedacht oder weil er sich keines Fehls bewußt ist, den gebräuchlichen gleißnerischen Schleier abwirft! Diese abstrakte, dualistische Moral stand nun begreiflicher Weise mit den gleichgearteten religiösen Ansichten und Triebfedern im engsten Bündniß. Denn das Christenthum war von Anfang an auf ascetischer Grundlage errichtet; die feindselige Welt, auf deren Aufhebung es ankam, war ja eben diese Einheit von Geist und Sinn, die Schönheit und das gegenwärtige Glück. Das Christenthum war die Religion des Gekreuzigten und eben damit sein Ideal der Schmerz und das Leiden. Indem nun in Goethe ein

Dichter der Renaissance, der begeisterten Natur, des Menschen als eines Ganzen auftrat, während Entzweiung die allgemeine religiöse und sittliche Voraussetzung bildete, — indem dieser Dichter innerhalb einer Kirche, die unablässig bemüht war, das Bewußtsein des Todes wach zu halten, nicht memento mori sprach, sondern „gedenke zu leben" (so stand auf der Rolle, Wilhelm Meister 8, 5) und seiner Geliebten schrieb: „Der heilige Geist des Lebens verlasse Dich nicht" — so mußte er nothwendig in der öffentlichen Meinung als verworfen und irreligiös erscheinen. Er stand eben auf einer höheren ethischen Stufe, von der in den bisherigen Lehren und Geboten nichts enthalten war. Im Werther hatte er in rührender Aufdeckung der menschlichen Psyche und ihrer Geheimnisse und Irrwege gezeigt, wie lieblos und beschränkt es ist, den Selbstmörder der ewigen Verdammniß preiszugeben und ihn gleich einem verreckten Thier in einem Winkel zu verscharren; in Gretchen und Klärchen wie roh es ist, das Mädchen, das in der Fülle der Unschuld und Liebe dem Geliebten sich hingegeben hat, der öffentlichen Schande zu überliefern, und wenn die Furcht vor dieser und die namenlose Angst sie zur Kindesmörderin gemacht hat, sie im dumpfen Kerker zu vergraben und dann auf dem Markte zu enthaupten; in der Gott und die Bajadere, wie in der tiefsten Verlorenheit doch in der Seele des Weibes ein Funke von Menschlichkeit und aufopfernder Liebe erhalten sein kann, der zur Flamme aufschlägt und sie der Rettung, der Barmherzigkeit würdig macht; in den Römischen Elegien, wie auch die sinnliche Liebe durch Schönheit und Grazie geadelt wird, und mönchische Kreuzigung des Fleisches grade der Gipfel des Unsittlichen, eine negative Wollust ist; in allen seinen Dichtungen endlich, daß Sittlichkeit und Glück, Sünde und Unseligkeit eins und dasselbe ist — dies nicht in Form abstrakter Lehrsentenz, sondern durch Darstellung sich vollziehender Schicksale und des von den menschlichen Charakteren selbst geschaffenen

Menschenglückes und Menschenleides. Aber eben darum wurde es nicht begriffen. Goethe war ein herzloser Mann, nur auf Sinnengenuß bedacht, eine Art Faun, und die Kunst, unpoetische Menschen zu rühren, verstand er nicht. Als z. B. die vier Stanzen vor der Faust-Tragödie 1808 erschienen, war eine alte Hamburger Dame, die Schwiegermutter des Grafen Reinhard, Frau Reimarus, ganz verwundert, von dem kalten Egoisten Goethe so schmelzende Gefühle ausgesprochen zu finden, und erklärte sich das durch das Unglück Deutschlands, das auch sein steinern Herz erweicht habe (s. den Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, S. 27). Diese Verse waren aber schon 1797 gedichtet; und Goethe selbst äußerte, wenn ihm solche und ähnliche Urtheile zukamen, sein inneres Schicksal sei den Menschen ganz verborgen. Schon früher hatte Frau von Stein, die ihn tiefer kennen mußte, doch und bei all dem zweierlei Naturen in dem Dichter zu finden geglaubt, eine schwärmerische, seelenvolle (so lang er sie ausschließlich liebte) und eine sinnliche, gemeine, niedrige (als er sich von ihr abgewandt hatte). Auch Caroline Herder war moralisch; sie setzte es durch, daß das schöne Jugendgedicht „Christel" in den Schriften von 1788 ausgelassen wurde. So auch die Gräfin Baudissin, die es Herder zum Vorwurf machte, daß er für einen Roman von Wilhelm Meister Theilnahme gehabt, wo eine Mariane, eine Philine gezeichnet waren, ohne ein Wort des Tadels von Seiten des Dichters; ferner die Gräfin Schimmelmann, die gegen Schiller sich verwundert hatte, daß eine so reine Seele, wie Schiller, mit einem Manne, wie Goethe, in Freundschaft und Gemeinschaft leben konnte; endlich auch die gräflich Reventlow'sche Familie und ihre Freundinnen, die gleichfalls zu viel Libertinismus und vermuthlich zu wenig Herz im Wilhelm Meister fanden. Aehnlich wie die genannten werden auch andere gebildete Frauen des Nordens geurtheilt haben — sie, die durch Klopstock innig gerührt und durch die

Späße plattdeutscher Volkskomik höchlich ergötzt wurden — während in Oberdeutschland und in den geistlichen Stiftern des linken Rheinufers vorerst Goethe's Werke noch gar nicht gelesen wurden. Mehr religiös als moralisch war es gemeint, wenn die Fürstin Galizin, geborene Gräfin Schmettau, und die Gräfin Auguste von Stolberg, die erstere den schönen Heiden, die andere den alten Hellenen zum Christenthum bekehren wollten. Nur die jüdischen Weiber, die jetzt immer mehr zu Worte kamen, waren weniger streng und ahnten etwas von Goethe's nicht bloß dichterischer, sondern auch sittlicher Größe: sie hatten eben mehr Mutterwitz im Kopfe, als die guten und lieben, aber conventionell beschränkten, mit England durch alte Stammesgleichheit verbundenen, blonden Bewohnerinnen Niedersachsens.*) Eben so viel aber als seine freie Dichtung schadete Goethe in den Augen der Welt die Verbindung mit Christiane Vulpius, deren Charakter im Uebergang von Mund zu Mund auf alle Weise ins Schwarze gemalt wurde. Wir unsererseits können in dem Verhältniß nichts so unerhört Strafbares finden: unter allen übrigen Lebens- und Entwickelungsmomenten darf man nicht vergessen, daß es sich um einen Dichter handelt und um einen, der ein ganzer Mensch war; daß es ungehörig ist, bei einem solchen die gewöhnliche „Philisterleier" anzustimmen (Goethe braucht dieses Wort selbst mit Bezug auf die angeblich

*) Auch Gentz fand, wie Schleiermacher und der Freiherr von Stein, an Goethe kein Gefallen und das könnte Wunder nehmen. Aber dem Wiener Sybariten Gentz war Goethe zu ideal geartet, den beiden andern Genannten nicht einseitig genug. Was insbesondere Schleiermacher betrifft, so war und blieb er Theolog, und diesem mußte Goethe's Humanismus als eine fremde Welt erscheinen. „Er konnte den Dichter in Schutz nehmen; dagegen war er still und stumm, wenn abgöttische Verehrer dem gefeierten Dichter auf den Lorbeer noch die Bürgerkrone oder gar den Heiligenschein setzen wollten." (Siehe den Brief Eichhorn's an Schelling vom 16. März 1834.) Er theilte also die von der blinden Menge gehegten Vorurtheile.

lasciven Schilderungen seiner Dichtungen); daß endlich, was bei diesem Schritte getadelt werden kann, wir meinen das Mißverhältniß der Bildung und des Standes zwischen dem genialen Manne und dem sehr gewöhnlichen Mädchen und deren das Haus erfüllenden Verwandten, von dem Dichter selbst schwer gebüßt worden ist — („denn alle Schuld rächt sich auf Erden") — man höre nur das Urtheil Schiller's in seinem Brief an die Gräfin Schimmelmann, 13. November 1800: „Goethe ist in ein Verhältniß gerathen, welches ihn in seinem eigenen häuslichen Kreise drückt und unglücklich macht, und welches abzuschütteln er leider zu schwach und zu weichherzig ist. Dies ist seine einzige Blöße, die aber Niemand verletzt, als ihn selbst, und auch diese hängt mit einem sehr edlen Theil seines Charakters zusammen." Ein minder edler Mann hätte das Mädchen, nachdem ihre Jugendblüte vergangen, irgendwo untergebracht und sich frei gemacht — wie wir das täglich in dem uns umgebenden Leben, wenn wir die Augen offen halten, sehen können, und die dagegen eifern, thun es häufig im Bewußtsein eigener Schuld. In Goethe's ideal angelegtem Wesen lag gemeine Sinnlichkeit nicht, immer sprach sein Herz mit. Man lese nur aus den ersten Jahren der Verbindung mit Christianen seine Briefe, die Epigramme und Elegien, die Metamorphose der Pflanzen u. s. w., wie sich überall die Wärme und Zartheit seines Gefühls offener und verhüllter ausspricht, wie er bangt um die verlassene Geliebte, wie ihr Bild ihn umschwebt, mit ihm reist u. s. w. Später wurde sie ihm gleichgültiger, wie das natürlich ist; aber sie sorgte doch als Hausfrau für ihn und hielt das Störende von ihm ab, daß er Freiheit hatte, seinen Gedanken und Geschäften nachzugehen, und das Leben ihm bequem wurde. Das Uebel lag eigentlich nur in der Kleinheit und Kleinlichkeit, den engen Begriffen, dem Gerede und der Gevatterschaft in den beiden Dörfern, die man Weimar und Jena nannte, wo auch die

Hintertreppen, die Rückseite der Häuser beobachtet und der Nächste, wenn sich sonst nichts an ihm fand, wenigstens tapfer verleumdet wurde. Besonders die gebildeten Frauen verstanden das Klatschen und Verurtheilen in Weimar so gut wie anderswo: es war nur ein Echo der Weimarer Stimmung, wenn z. B. Ernestine Voß, geborene Boie, aus Heidelberg an Schiller's Wittwe schrieb, 15. August 1805: „Goethe ist nicht bestimmt, das Wohlthätige, was herzliche Verbindung geben kann, sich zu eigen zu machen; ich beneide auch seine einsamen Stunden nicht, denn er muß doch manchmal eine dunkle Ahnung davon haben, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein stehe. Ich habe auch keine Sehnsucht nach seiner Nähe; mir ist gottlob die Welt noch nicht wieder so eng gewesen, als in seinen Zimmern!" (weil er nicht auf gehörige Art verheirathet war). Um wie viel menschlicher dachte doch die alte Frau Rath in Frankfurt, trotz ihrem alttestamentlichen Bibelglauben, als alle die genannten selbstgerechten, englisch-deutschen Damen! Sie nahm Christiane so herzlich und freundlich auf, als wäre sie wirklich ihre Schwiegertochter, und eben so den jungen August, als wäre er ihr richtiger Enkel. „Grüße Deinen Bettschatz" schreibt sie, süddeutsch-natürlich, ihrem Sohn am 19. Januar 1795. — Psychologisch und sittlich viel dunkler als das Verhältniß zu Christianen, finden wir den zwölfjährigen Liebesbund mit Charlotte von Stein — weil der letztere mit der immer reinen Natur nicht in so hellem Einklang zu stehen scheint, als jenes. Wenigstens bleibt in dieser Liebe, aus welchem Gesichtspunkt sie auch erklärt werden mag, immer etwas Räthselhaftes. Liest man die lange Reihe jener herrlichen Briefe an die Geliebte — und Goethe hat in dem gewaltigen Umkreis seiner Dichtung nichts Schöneres geschaffen — so muß man bei Genuß derselben immer vergessen, wer der Gegenstand dieser Anbetung, die Empfängerin dieser innigen und süßen Geständnisse war — worüber wir schon im Obigen

Einiges bemerkt haben. Sie war die Gattin eines Andern, sieben Jahre älter als der Dichter, Mutter von eben so viel theils lebenden, theils verstorbenen Kindern, oft kränklich, selten heiter, und nicht ohne die Schwächen ihres Geschlechtes. Im Jahre 1787, wo er ihr aus Palermo schrieb: „Lebe wohl, Geliebteste, mein Herz ist bei Dir," stand sie im 45sten Lebensjahr und im Mai 1789, als der Dichter vor weniger als einem Jahre aus Italien zurückgekehrt war, konnte sie ihre Silberhochzeit feiern, zu der, wenn auch nicht silberweißes, doch wohl graues Haar das Geziemende ist. Auch an den Herzensverirrungen, zu denen der Dichter während der Jahre des 19. Jahrhunderts, theils bei Lebzeiten, theils nach dem Tode Christianens, hingerissen wurde, und an ihrem dichterischen Ausdruck können wir keinen ganz reinen Antheil nehmen, und zwar aus demselben, oder, wenn man will, dem umgekehrten Grunde, dem Mißverhältniß des Alters. Doch waren es diese nicht, die den Dichter in bösen Ruf brachten, denn sie wurden wenig bekannt, sondern, wie bemerkt, das illegale Verhältniß zu Christianen. Goethe war der Dichter der Liebe, wie er sich selbst nennt, und die Liebe im vollen Sinne ist jedesmal unsittlich, wenn sie gedruckt oder gesprochen wird, den Alltagsbegriffen der Gesellschaft sich nicht fügt und vor dem Antlitz der Welt offen daliegt.

Da die „Wahlverwandtschaften" in sittlicher Beziehung für besonders verwerflich galten und bei Vielen noch gelten, so greifen wir zu diesem Werke zurück und schließen gleich die Tragödie Faust an, die ungefähr gleichzeitig mit jenem Roman oder nicht lange vorher erschienen war.

Die Wahlverwandtschaften sind ein Kunstwerk im höchsten Sinne, das durch leise, innere Organik wie ein sich selbst schaffendes und bildendes Naturwerk vor uns hintritt. Die Personen spinnen unbedacht und willenlos ein Netz um sich her, aus dem nur der Befreier Tod sie lösen kann. Indem

sie sich dem dunklen Zuge der Naturgewalt hingeben, treiben sie dem tragischen Verderben entgegen; sie lehren uns, daß nur durch sittliche Freiheit und die Herrschaft über sich selbst der Mensch dem Andrang blinder Kräfte, dem gleichsam chemischen Zwange der Verbindungen und Trennungen sich entzieht. Da der Roman diese Wahrheit nicht durch nackte Sittensprüche oder in ausdrücklicher Predigt, sondern durch Schicksale und Bilder des Lebens verkündigt, so wurde die Menge der Zeitgenossen davon nichts gewahr, sondern hielt sich an einzelne Scenen, die der Convenienz zuwiderliefen, und so wurde die ganz und gar von ethischem Gefühl eingegebene Dichtung als unmoralisch, abstoßend, empörend, das Heiligste, wie die Ehe, verhöhnend, dem allgemeinen Unwillen preisgegeben. Auch höher gebildete Leser, von denen man ein Anderes erwarten durfte, theilten diese Ansicht; nur Schelling, der Naturphilosoph, fühlte hier eine Luft wehen, wie im Reiche seines eignen Denkens. Jacobi aber schrieb z. B. an Voß, 18. December 1809: „Was sagst Du zu Goethe's Wahlverwandtschaften? Schelling ist ganz davon entzückt; mir ist das Buch im Ganzen ein Aergerniß, ob ich gleich das darin einzeln zerstreute Gute und Schöne wohl zu schätzen weiß." Aufrichtiger und kräftiger, als an Voß, schrieb er seinem Anhänger Köppen, der, zuerst Theolog und Prediger, jetzt als Professor in Landshut lebte und in einer eignen Schrift Schelling's Philosophie widerlegt hatte, 12. Jan. 1810: „Die zwiefache Aehnlichkeit des Kindes und ihre Ursache hat uns im höchsten Grade empört, und diese Angelegenheit ist doch die Seele des Buchs. Wir können das Göttliche und Himmlische an Ottilie nicht finden und sprechen es ihr geradezu ab, weil sie den armseligen Eduard so überschwenglich lieben kann. In dem ganzen Roman ist keine Figur, an der man ein wahres Wohlgefallen haben könnte. Charlotte und der Hauptmann werden sich nur aus lieber langer Weile gut, denn sie können im

Grunde sich nicht leiden. Desto ärgerlicher und ekelhafter wird der doppelte Ehebruch, der den Knoten des Stücks ausmacht. Dieses Goethe'sche Werk ist durch und durch materialistisch oder, wie Schelling sich ausdrückt, rein physiologisch. Was mich vollends empört, ist die scheinbare Verwandlung am Ende der Fleischlichkeit in Geistlichkeit, man durfte sagen, die Himmelfahrt der bösen Lust." Wenn Helene Jacobi an Johanna Fahlmer, verehelichte Schlosser, schrieb: „Die Tugenden dieses Menschen (Goethe's) werden wohl immer nur Modifikation bleiben, da der einzige Grund und Boden, ein reines höheres Gefühl, ihnen zu frühe entzogen wurde," so war ihr dieses Urtheil sicherlich von ihrem sehr eitlen, über Goethe's freundliches Verhältniß zu Schelling erbitterten Gatten eingegeben. Nicht viel anders, als Jacobi und Köppen nebst Frau, muß Herder's Wittwe über den Roman gedacht haben. Wir sehen dies aus einem Briefe Wieland's an sie. „Mit lebhaftem Interesse,„ schreibt er, „habe ich Ihr Urtheil über Goethe's Wahlverwandtschaften gelesen und wie so oft den Scharfsinn Ihres Verstandes bewundert, der immer dem Herzen die Wagschale hält und, wo Sie wollen, dominirt. Das scheint mir der Fall mit Goethe's genialischem Geistesprodukt gewesen zu sein. Da Ihnen die moralische Tendenz so wenig als mir gefallen konnte, wollten Sie sich auch durch nichts mehr rühren lassen, und Ihr feiner Witz behielt die Oberhand. — Gerne gebe ich Ihnen zu, daß die Stellen, welche Sie vorzüglich choquirt haben, auch mein Gefühl beleidigten, allein ich bin toleranter im Punkt der Liebe, als meine strenge Freundin. Was ich nicht selbst erfahren, kann ich mir dennoch als möglich denken, und ich finde die Nüancen der Entstehung dieser im Anfange so unschuldigen Neigung so zart und fein, daß sie, wie mich dünkt, die zartesten Seiten des menschlichen Herzens berühren. Mir schauderte innerlich davor, daß ein so reines unschuldiges Kind, als diese Ottilie, so verstrickt werden konnte und ich finde den Gang

ihrer Empfindung nicht natürlich. Auch die Liebe, welche sie dem neuen Ankömmling beweist, Alles bürgt für die Reinheit ihrer Gefühle für Eduard. Dieser Eduard aber wäre mein Mann auch nicht, er zeigt am unrechten Ort Kraft und Festigkeit, doch scheint es mir, Goethe wollte auch keinen Helden aus ihm machen. Er schildert ihn wie alle übrigen Personen mit allen ihren Mängeln und Gebrechen und liebenswürdigen Eigenschaften. Das Leben und Weben dieser Personen geht so natürlich an uns vorüber. Wir glauben sie spielend auftreten zu sehen, und ich gestehe Ihnen, meine Freundin, daß ich dieses wirklich schauerliche Werk nicht ohne warmen Antheil zu nehmen, gelesen habe." Dieser Brief ist ganz unlogisch und die Urtheile darin widersprechen sich immerfort selbst. Man sieht, daß Wieland das Werk bewunderte und von ihm ergriffen war, aber der moralischen Frau Caroline gegenüber sich wenden und winden mußte. Da er nicht aus Lübeck oder Bremen oder Braunschweig und Göttingen stammte, auch kein Engländer war, so machte ihm die Dialektik des Ehe- und Geschlechtsverhältnisses, wie der Roman sie enthielt, keine Schmerzen.

Der Faust, wie wir ihn jetzt haben und wie er für das Höchste gilt, das Goethe und die neuere Poesie geschaffen, erschien zuerst im Jahre 1808. Bis dahin war das Gedicht ein Fragment gewesen, 1790 zuerst gedruckt, dem sehr wesentliche, überaus schöne Stücke fehlten. Es erregte in dieser fragmentarischen Gestalt keinerlei Aufsehen, Einige nahmen es sogar mit Achselzucken auf. Der ästhetische Philolog Heyne in Göttingen meinte, es kämen darin Dinge vor, die nur derjenige habe in die Welt schicken können, der alle Andern neben sich für Schafsköpfe ansehe, und sein Schwiegersohn Huber erklärte das Ganze für ein „tolles, unbefriedigendes Gemengsel".*) Auch

*) Es war derselbe Huber, der später von Goethe's Eugenie urtheilte, sie sei „marmorglatt und marmorkalt." Ein oft wiederholtes, aber gan

Wieland und der damalige Schiller waren enttäuscht, und Körner in Dresden schrieb dem Letzteren beistimmend, der Bänkelsängerton, den Goethe gewählt habe, verleite ihn nicht selten zu Plattheiten, die das Werk verunstalten. Bei den Romantikern herrscht Stillschweigen über das Fragment; höchstens verrathen Anspielungen, daß es ihrer Aufmerksamkeit nicht ganz entgangen war, ohne indeß, wie Wihelm Meister, zur Quelle der Begeisterung für sie zu werden. Erst die Philosophie war es, die im Faust die Krone von Goethe's Schöpfungen erkannte, indem sie darin ihr eigenes Wesen dichterisch wiedergespiegelt fand. Aus Jena schreibt Schiller am 16. März 1801: „Auf den Faust, (d. h. auf die Fortsetzung desselben) sind die hiesigen Philosophen (Schelling und sein Freund Hegel) ganz unaussprechlich gespannt." Ein Jahr darauf sagte Schelling in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (sie wurden im Sommer 1802 in Jena gehalten), elfte Vorlesung am Schlusse: „An jenen Widerstreit, der aus unbefriedigter Begier nach Erkenntniß der Dinge entspringt, hat der Dichter seine Erfindungen in dem eigenthümlichen Gedicht der Deutschen (dem Faust) geknüpft und einen ewig frischen Quell der Begeisterung geöffnet, der allein zureichend war, die Wissenschaft zu dieser Zeit zu verjüngen und den Hauch eines neuen Lebens über sie zu verbreiten. Wer in das Heiligthum der Natur eindringen will, nähre sich mit diesen Tönen einer höheren Welt und sauge in früher Jugend die Kraft in sich, die wie in dichten Lichtstrahlen von diesem Gedicht, ausgeht und das Innerste der Welt bewegt." Auch Schiller, der unterdeß gleichfalls Philosoph geworden war, obgleich nur Kantischer Reflexionsphilosoph, dann den Freundschaftsbund mit Goethe geschlossen hatte und eben im Begriff war, aus den

verkehrtes Wort, denn kalt ist dies Drama ganz und gar nicht, und manches andere Werk Goethe's ist der äußern Form nach vollendeter.

unterirdischen Gängen an das Licht der Sonne zurückzukehren, schrieb schon im November 1794: „Mit nicht weniger Verlangen (als den Anfang vom Wilhelm Meister) würde ich die Bruchstücke von Ihrem Faust, die noch nicht gedruckt sind, lesen; denn ich gestehe Ihnen, daß mir das, was ich von diesem Stücke gelesen, der Torso des Herkules ist. Es herrscht in diesen Scenen eine Kraft und eine Fülle des Genies, die den besten Meister unverkennbar zeigt, und ich möchte diese große und kühne Natur, die darin athmet, so weit als möglich verfolgen." Goethe mußte diese Bitte abschlagen; er wagte nicht, das Papierbündel, das den Faust enthielt, aufzuschnüren; auch nur hineinzublicken fehlte ihm der Muth, geschweige denn, eine Fortsetzung zu versuchen. Auf Schiller's wiederholte Bitte (Januar 1795) bleibt Goethe stumm, aber im August desselben Jahres verspricht er für das Schlußheft der Horen etwas vom Faust, „wenn es möglich wäre" — „mit diesem letzteren", setzt er hinzu, „geht mirs wie mit einem Pulver, daß sich aus seiner Auflösung nun einmal niedergesetzt hat, so lange Sie dran rütteln, scheint es sich wieder zu vereinigen, so bald ich wieder für mich bin, setzt es sich nach und nach zu Boden." Doch blieb es dabei, und der Wunsch schien unerfüllbar. Da, im Sommer 1797, kommt plötzlich die Anwandlung über ihn, den Faust weiterzubringen — es war die Zeit der Balladen und der Zauberlehrling, der damals entstand, klingt wie ein Stück Faust — und er bittet Schiller, ihm das Vorhandene und wie es sich fortführen lasse, zu deuten. In den folgenden Jahren arbeitet dann der Dichter abwechselnd an dem Drama, das in seiner lockern Struktur und nach seinem halb lyrischen Charakter jeder Stimmung an irgend einer Stelle entgegenkam — bis dann im Jahre 1808, wie gesagt, der Faust in seiner jetzigen Gestalt ans Licht trat. Vergleicht man diese Fortsetzung mit der ursprünglichen Dichtung, so weit sie in Frankfurt gediehen war, so müssen vor Allem auch diejenigen Scenen, die wegen

eines fehlenden Mittelgliedes oder Schlusses noch zurückbehalten waren, auf die erstere Seite, die der Jugenddichtung, gestellt werden. Es sind dies Scenen, die durch unmittelbare Energie des Lebens besonders hervorglänzen: die Spaziergänger vor dem Thor am Osterfest, Valentin's Monolog und Tod, Gretchen im Kerker. Die erstgenannte Scene ging etwa bis zu Wagner's Worten: am Abend schätzt man erst das Haus; in der zweiten fehlte die Mitte vom Erscheinen Faust's mit Mephistopheles bis zu ihrem Verschwinden; die letzte war wohl noch bloß in Prosa angelegt und ohne den Schluß mit den religiösen Anklängen. Direkte Zeugnisse sind für diese von uns angegebenen Theilungen nicht vorhanden, und wir urtheilen nur nach dem Stil und der poetischen Macht, die hier und dort waltet. Auch in den schon fertigen Stücken war kurz vor dem Druck von 1790 dies und jenes eingeschoben worden, so in Auerbach's Keller, einer Scene, die zu den meisterhaftesten des Dramas gehört, die vier Zeilen: „das Volk ist frei, seht an, wie wohl's ihm geht" bis „wird sich gar herrlich offenbaren" — die mit der Hexenküche gleichzeitig sein müssen. Es war für das Faustdrama ein Unglück, daß der Dichter um die Zeit, wo er in vollster Schöpferkraft stand und die Gegensätze, die Wonnen und Schmerzen, die Schicksale und Erfahrungen, die das Gedicht uns vorhält, sein eigenes Gemüth im Tiefsten beunruhigten, — daß grade damals sein Lebensweg eine Wendung nahm, die ihn plötzlich in eine ganz andere Welt versetzte. Er wurde nach Weimar entführt — und wäre dies nicht geschehen, so hätte ihn Lili und die nothwendige Trennung von ihr über die Alpen nach Italien getrieben — in beiden Fällen war Faust verloren, ein unvollendetes Denkmal der blühenden Frühlingszeit seines Denkens und Dichtens. Dann vergingen Jahre und wieder Jahre, er sah die Welt und sich selbst mit andern Augen an, und da nahm er die alten vergilbten Papiere wieder vor, suchte den Faden zu finden und sich in die erloschene Stimmung, so gut es ging, von

Neuem zu versetzen. Und wirklich, er brachte sein Gedicht allmählich zu einer Art Schluß, wenigstens zu einem ersten Theil. Bedenkt man, daß Goethe nichts Vollendetes ohne innern Antheil schaffen konnte und eben dadurch der große Dichter war*), so muß man die Geschicklichkeit bewundern, mit der hier ein scheinbares Ganze leidlich zu Stande gebracht war; aber unlöslich war die Aufgabe dennoch, und als Kunstwerk oder organisches Ganze stehe der Faust den übrigen großen Schöpfungen des Dichters in jeder Beziehung nach. Und auch von der Einheit und Architektonik ganz abgesehen, ist die eigentliche poetische Kraft in den ursprünglichen und den zugedichteten Partien sehr ungleich, in den letzteren merklich schwächer. Das Drama erinnert hierin an das altgriechische Epos, wenn man die spätern Rhapsodien von den ältesten unterscheidet, oder an die Fortsetzer mittelhochdeutscher Gedichte, z. B. an die echten Bruchstücke des Titurel und die Ausführung des späteren Nachdichters. Zwar herrscht auch im Egmont ein doppelter Stil, aber es ist eben der Unterschied des Stiles, nicht des dichterischen Vermögens, und so vergleicht sich dies Stück passend den Kirchenbauten des Mittelalters in ihrem Uebergang vom romanischen zum gothischen und von diesem zum antiken Stil, wo z. B. eine gothische Grundlage mit Renaissance-Ornamenten sich bekleidet. Im Faust aber sind, bei aller Bemühung den allgemeinen Ton und Stil festzuhalten, die neuen Scenen doch nicht von dem Zauberhauch unwiderstehlicher Lebenswahrheit umwittert, wie die alten. Goethe's Werke, wenn man ihre ganze Reihe überschaut, sind alle der Ausdruck und ein Zeugniß der jedesmaligen Altersstufe, auf der jedes einzelne entstand. Faust war ein Jugendgedicht, das der wolfischen Aesthetik, der todten

*) An Lavater 1774: „Du forderst ein wunderlich Ding: ich soll schreiben, wenn ich nicht fühle, soll Milch geben, ohne geboren zu haben.“ (Liegt hierin nicht der ganze Goethe?)

Regel und dürren Universitätsgelehrsamkeit gegenüber für Unmittelbarkeit des Gefühls und Herzens kämpfte — wie hätte es sich im Mannes- und Greisenalter fortsetzen lassen? Die Hexenküche, von dem Dichter angeblich im Garten der Villa Borghese geschrieben — ganz wahr kann diese Notiz nicht sein, denn die bittern satirischen Züge, die politischen Anspielungen, die Ausfälle gegen das Publikum und die Poeten entsprangen erst der Verstimmung, die ihm der Stand der deutschen Dinge gleich nach der Rückkehr bereitete — ist doch der verwandten Scene in Auerbach's Keller bei Weitem nicht ebenbürtig: der Frische und dem Humor in jedem Reim und Wort und jeder Wendung dort liegt hier ein Ueberfluß des Zauberwesens, mancherlei Fremdartiges und Gewöhnliches gegenüber, in dem sich die künstliche Versetzung in ein längst verlassenes Phantasieland verräth. Auch der innere Sinn und Gedanke ist in manchem Betracht ein anderer geworden. In den älteren Theilen ist Mephisto nicht das Princip des Bösen, der Negation, der Sünde, nicht eine metaphysische Potenz, sondern ein ironischer Weltmann, der dem schwärmenden Dichter Faust mit viel Verstand die Bedingungen der Wirklichkeit entgegenhält; der, wenn Jener in Erkenntniß und Genuß die endliche Vermittelung verschmäht und das Unendliche unmittelbar als Ganzes fassen will und damit nichts erreicht und nur Unglück schafft und Schuld auf sich lädt, als launiger Lebemann den Kribskrabs der Imagination verlacht, in seines Gefährten Liebeszärtlichkeit und Sehnsucht den verhüllten animalischen Trieb, in dessen hohen Worten oft genug das innerlich Hohle erkennt und endlich auch von einer kleinen Lüge, wenn ohne diese der Zweck nicht erreicht werden kann, nicht viel Aufhebens macht. Beide, Faust wie Mephistopheles, waren ja nur die beiden contrastirenden Seiten in des Dichters eigenem Wesen, die in ihm kämpften und ihn hin- und herwarfen, so daß bald das Herz, die Wärme des Gemüthes, die religiöse Hingabe,

der Drang der Leidenschaft, bald wieder die kühle Ueberlegung, das Anerkenntniß der Grenze und Schranke und des causalen Zusammenhanges der Dinge hervortraten. Zwar ist auch dort Mephisto der Teufel, aber die traditionelle Figur giebt dem Dichter nur Gelegenheit, durch Zaubermittel, wie in flüchtigem Scherz, den Gang der Handlung zu beschleunigen und die Motivirung zu erleichtern. Der spätere Mephistopheles aber, der aus der Zeit Kant's und Schiller's stammt, giebt sich für den Geist, der stets verneint, und wenn er dann mit Faust disputirt, so hören wir die freche Moralisation des Bösen, nicht die in Humor aufgelösten Einwendungen erfahrener Menschenkenntniß. Zu all dem kommt manches Heterogene, das wie ein aufgeladenes, nicht zugehöriges Gepäck die schöne, leichte Urdichtung beschwert — so die Brockenscene, Oberon's Hochzeit, die Prologe, die Uebersetzung der Logospartie des Ev. Johannes, die Beschwörung des Pudels, Faust's Schlaf und das Pentagramm u. s. w. Bedauerlich ist, daß die akademische Disputation, bei welcher Mephistopheles auftreten sollte, nicht zu Stande kam: wenn diese die erste Bekanntschaft des Schwarzen mit Faust vermittelte, so wäre dies Motiv gewiß ein ergiebigeres (und zugleich der Sitte des 16. Jahrhunderts conformes) gewesen, als die jetzige grobe Anknüpfung durch den Pudel — mag diese auch in dem einen oder dem andern Volksbuch schon gegeben sein. Daß bei all dem auch in der Fortsetzung sich Vieles fand, was der glücklichste Humor eingegeben hatte, gereimte Sprüche, die von selbst im Gedächtniß hafteten, Partien, aus älterer Zeit stammend und in die neuen Scenen verwebt, philosophische, treffend ausgedrückte, mit spielender Hand hin und her gewendete Logik und Sophistik — wer wollte es leugnen? Besonders die letztere war es, die den Philosophen, bis auf Hegel und dessen Schule herab, häufigen Anlaß gab, auf das Gedicht zu verweisen, und wenn dann die Grübelei und der Tiefsinn in immer neuen Erklä-

rungen sich desselben bemächtigten und der Dr. Deutobold mannichfachen Unsinn zu Tage förderte, so hatte dies wenigstens das Gute, die Aufmerksamkeit der Nation auf dies Werk und den Schatz, den sie an demselben besaß, unablässig und immer von Neuem zu richten. Doch wirkten die entfalteten Lebensbilder, die flüchtige Farbe des 16. Jahrhunderts, in die diese getaucht sind, die glücklich einander gegenüber gestellten Charaktere, die unvergleichliche Wahrheit des Liebesromans von der ersten Anknüpfung bis zum erschütternden Ende, — dies Alles wirkte mehr, als die angeblich darin erschlossenen metaphysischen Räthsel, dem Drama ein allmählich steigendes Ansehen zu erwerben. Viele von den Versen wurden sprichwörtlich; die Malerei warf Scenen und Figuren daraus auf die Leinwand, die Zeichner gaben Umrisse, auch die Musik stellte sich ein; aus Paris kam eine vielbelobte Oper, zu der das Gedicht den grob zugeschnittenen Stoff hatte hergeben müssen; als man wagte, die Tragödie selbst auf die Bühne zu bringen, strömten die Leute herbei: sie hatten gehört, das Stück sei etwas ganz Außerordentliches und wollten es sehen und fanden nun in der That Dinge darin, von denen sie, allein und sich selbst überlassen, wohl nichts gemerkt hätten.

Indem wir die falschen Wanderjahre, die nach kurzem episodischem Aufsehen dem Urheber nur Schande brachten, sowie die Thaten der beiden braunschweigischen Buschklepper, Vogler und Köchy (sie schrieben unter falschem Namen ein gehässiges Buch: „Goethe als Mensch und Schriftsteller"), übergehen — finden wir uns einem allmählich herangeschlichenen neuen Zeitalter gegenüber, dem, wo die Romantik in den politischen Rationalismus umschlug. Die Romantik war ursprünglich aus dem Kampfe mit der Aufklärung hervorgegangen und hatte die Natur und das natürliche Werden und Wachsen gegen die Forderungen und todten Werke des bloßen Verstandes und der abstrakten Willensfreiheit gesetzt. Wenn die Aufklärung die

Gesundheit des Publikums hauptsächlich vor Schwärmerei behüten wollte, so hatte die Romantik gelehrt, daß es ein Irrationales, Unmittelbares in Recht und Staat, in Kunst und Sprache, eine concrete Wissenschaft und speculative Logik, ein individuelles Standes- und Racengepräge, kurz eine natürliche Mannichfaltigkeit der Menschen gebe, die durch keine Pädagogik oder legislative Fiction aufzuheben sei. Die Romantik war ein Vierteljahrhundert lang das Bekenntniß aller tiefer Blickenden gewesen, hatte aber die breiten Schichten gewöhnlicher Menschen nicht durchdrungen. So tauchte das, was die Väter Aufklärung genannt hatten, aus dem Untergrund wieder auf, richtete sich auf Emancipation des Individuums und nahm den spanischen Namen liberal, Liberalismus an (welches Wort bisher nur den Gegensatz gegen Pedantismus oder Rigorismus bezeichnet hatte). Wie aber die deutschen Deisten und Rationalisten, oft ohne es zu wissen, doch nur Abkömmlinge Voltaire's und der Encyclopädie gewesen waren, so stammte auch die liberale Doctrin aus Frankreich — sie war mit allen ihren Formeln und Begriffen nicht national, sondern französisch, und eben so reine Nachahmung, wie es zu Gottsched's Zeit das regelrechte, in Alexandrinern abgefaßte Drama gewesen war. Und wie die Aufklärung in aller Phantasie und Idee und folglich auch in unserer poetischen Klassik ihre Gegnerin erkannt hatte, so auch ihr Sohn oder Enkel, der Liberalismus: auch dieser dachte und construirte mechanisch und wurde der Menge, da er oberflächlich war, leicht verständlich; Natur und Geschichte, auch Schönheit und Kunst lagen völlig außerhalb des Kreises der Demokratie. So mußte diese auch in Goethe, dem höchsten Ausdruck ästhetisch-humaner Sittlichkeit, einen verhaßten aristokratischen Feind finden und dessen Herrschaft zu stürzen wurde eine ihrer wesentlichen Aufgaben.

Genau um dieselbe Zeit, wo Tieck mit seiner oben besprochenen Einleitung zu Lenzen's Schriften die letzte romantische

Thronrede über und beziehungsweise wider Goethe gehalten hatte, trat Wolfgang Menzel mit zwei Bänden einer Literaturgeschichte auf, die alles enthielt, was der Moment verlangte d. h. Romantik und Liberalismus in seltsamem Einklang und Widerspruch durch einander spielend. Das Buch war in einer schläfrigen Zeit lebhaft, jugendlich geschrieben, dreist und klar, einseitig und willkürlich in den Urtheilen; es sprach ohne Scheu aus, was Andere nicht zu sagen, ja kaum zu denken gewagt hatten. Tieck wurde bis in den Himmel erhoben, Voß, auch als Uebersetzer, tief herabgesetzt — da zeigte sich der Romantiker; Jean Paul erschien als einer der höchsten Gipfel deutscher Poesie — da war das sentimentale Jenseits mit dem Freisinn im Bunde; Deutschthum und Haß gegen die Welschen, auch Mystik fehlte nicht; Moral (was man unter Moral verstand) und Gesinnung in Sentenzen und Charakteren zogen den Verfasser zu Schiller, grade an dieses Dichters schwachen, nicht an dessen starken Seiten fand der Kritikus Gefallen und beachtete in seiner anmaßenden Oberflächlichkeit nicht, daß der abstrakten subjektiven Freiheit mit Nothwendigkeit ihr Zwillingsbruder, der Fatalismus, zur Seite tritt, und daß sich Beides nicht poetisch, sondern nur rhetorisch behandeln läßt; — um Goethe aber geht er, wie um ein verschanztes Schloß auf einem Berge, mit gerunzelter Stirn herum und wirft verächtliche Blicke hinauf; er vermißt an ihm Sittlichkeit, Vaterlandsliebe, Freiheits- und religiösen Sinn; poetisches Genie kann ihm nicht zugestanden werden, wohl aber wegen der Mannichfaltigkeit seiner Werke Talent d. h. Geschicklichkeit, sich der äußeren Formen zu bemächtigen und so die Unkundigen mit dem Scheine schaffender Genialität zu täuschen.*) Mit diesem eben so frechen

*) Erst einige Jahre nach Menzel's Buche wurden die Briefe von Goethe an Lavater gedruckt. Darin fand sich eine bemerkenswerthe Aeußerung vom Jahre 1780: „Bei Gelegenheit von Wieland's Oberon brauchst

als einfältigen Urtheil war der Zauber gebrochen, den seit dem Anfang des Jahrhunderts die romantische Schule um Goethe verbreitet hatte, und der unzählbaren Menge phantasieloser Verstandesmenschen, frommen Weibern, für Schiller schwärmenden Jünglingen und Mädchen, den noch übrigen Kantianern, den theologischen Feinden irdischer Lebensfreude u. s. w. jetzt der Sinn geöffnet und die Zunge gelöst. Wolfgang Menzel wirkte weiter und tiefer, als vorher Pustkuchen vermocht hatte — er schrieb besser, war auch kein Pfaffe, wie dieser, und hatte im Cotta'schen Literaturblatt ein Organ, wo er in unermüdlicher Wiederholung dem leicht vergessenden Lesepöbel seine Meinungen immer von Neuem einprägte. In seiner Geschichte der Deutschen behauptete er z. B., Bonaparte habe in Aegypten in müßigen Stunden den Werther, den „bekannten sentimentalen Roman Goethe's", gelesen und aus dessen weiter Verbreitung in Deutschland geschlossen, daß „eine Nation, die solche jämmerliche Bücher lieben und bewundern könne, durchaus weibisch und kindisch müsse geworden sein" — woraus hervorging, daß an den napoleonischen Kriegen und den Niederlagen von Austerlitz und Jena eigentlich Goethe Schuld war. Zwar blieb einiger Widerspruch gegen den jungen teutonischen Burschenschafter und Turner nicht aus: A. W. Schlegel schleuderte ihm in einem Epigramm seine ganze Verachtung in's Gesicht und wissenschaftlich machte ihm D. Fr. Strauß im zweiten Heft seiner Streitschriften für immer den Garaus, — aber dies störte den populären Zug nicht, der den Demos von nun an immer weiter abwärts von Goethe führte. Mit der Julirevolution, kann man sagen, war die poetisch-romantische Aera geschlossen

---

du das Wort Talent, als wenn es der Gegensatz von Genie wäre, wo nicht gar, doch wenigstens etwas sehr Subordinirtes; wir sollten aber bedenken, daß das eigentliche Talent nichts sein kann, als die Sprache des Genies."

und die der politischen Tribunen angebrochen. Auch die Philosophie, die scheinbar in Blüte stand, konnte der Bewegung gegenüber nicht Stand halten. Die beiden Schulen Schelling's und Hegel's, die im Grunde nur eine waren, obgleich sie sich so gern bekämpften, wie einst die Reformirten und Lutheraner, verehrten in Goethe den großen Dichter, der mit ihnen auf demselben idealen Boden stand und in dessen Bildern und Anschauungen sie ihre eigenen, in Schönheit gekleideten, philosophischen Denkbestimmungen erkannten. Indeß, jede Philosophie, die diesen Namen verdient, ist eine esoterische Lehre, nur für Auserwählte geeignet; auch zeigte sich bald, wie wenig die Logik Hegel's, so tiefsinnig sie ist oder vielmehr eben deßhalb, Wurzel geschlagen hatte: denn, als in Preußen der Thronwechsel erfolgte und die äußern Umstände sich änderten, waren die Anhänger nach allen Seiten zerstoben — ein sehr lehrreiches Beispiel! Ja ein Theil der Schule ging selbst zum französischen Liberalismus in Staat und Kirche über und ließ sich von der Strömung der sogenannten öffentlichen Meinung verjüngen und zugleich verflachen — und wäre dieser Abfall nicht erfolgt, die ganze Schule mit ihrem Goethe-Kultus wäre noch schneller, als es in der That geschah, von der Bühne verschwunden.

An den wachsenden Einfluß Frankreichs, das wieder das Musterland wurde, schloß sich eine andere folgenreiche Erscheinung an, — das Auftreten und endlich die übergreifende Macht des Judenthums in Literatur und Wissenschaft, in Leben und Gesinnung. Die Juden kämpften für die Freiheit, denn sie fühlten, daß mit dieser auch ihre, der Juden, Herrschaft gegeben sein mußte. Doch war dies nur das eine Motiv: das andere, tiefere lag in der Verwandtschaft des Liberalismus mit dem jüdischen Stammcharakter. Auch der Jude denkt verständig und geht überall auf isolirende Scheidung, nicht auf genetisch-organischen Zusammenhang aus. Wie die natürlichen und

historischen Prozesse, so liegt auch die Kunst dem jüdischen Genius fern: die Wellenlinie der Schönheit, ihre innere Harmonie und geschlossene Form bleibt diesem springenden, aufreihenden, in Witzen, Sprüchen, Sinnworten sich äußernden Geiste unerreichbar, und was Lessing in einem Briefe an Campe von seinen eigenen Schriften sagte: „Noch so viel Blitze machen doch keinen Tag" paßt trefflich auf das jüdische Denken und Schreiben. Während nun in der Zeit vom Wiener Congreß bis zur Julirevolution und nachher das Judenthum durch geniale rechnende Finanz, mit scharfem Blick für die Schwächen fremder Völker und den daraus zu ziehenden Nutzen, in ungeheurer Accumulation des Reichthums allmählich seine Weltherrschaft gründete — trat es auch auf dem Gebiete der Literatur in zwei glänzenden Gestalten auf, die Zeitgenossen blendend, eine neue Epoche eröffnend, mit Jubel empfangen. Da beide, Börne und Heine, die Zeichen Israels in eminenter Schärfe und Deutlichkeit an sich trugen, so glichen sie einander wie zwei Brüder und bewunderten Anfangs gegenseitig ihre blanke Rüstung. Sie verfügten über einen Witz, wie ihn die viele Millionen Deutsche in langen Jahrhunderten, wenn sie all ihr Können hätten zusammenlegen wollen, nicht entfernt aufzubringen vermocht hätten, und dieser Witz richtete sich stechend, da der Witz überhaupt stechend ist, gegen alle ererbten, in langsamem Wachsthum von der Zeit geschaffenen und von der Volksnatur gegebenen, objektiven Bildungen und Mißbildungen. Künstler waren Heine und Börne nicht, auch nicht Humoristen; zu dem Letzteren fehlte es ihnen an Idealität, zu dem Ersteren an Tiefe und Ruhe; sie arbeiteten im Augenblicklichen und Gelegentlichen, in Briefen, Fragmenten, kleinen Aufsätzen, Kritiken, Bildern von der Reise, Berichten über Kunstausstellungen u. s. w., Alles nur geistreiche, elektrische, zuckende Capriccios. Sie waren, wie alle ihre Stammesgenossen, geborne Journalisten — wie denn auch jetzt noch

kaum eine Zeitung erscheint, die nicht dieser Hülfe bedürfte. Nach wenig Jahren aber that sich ein doppeltes Element auf, das in der jüdischen Anlage liegt, in jedem der beiden Dioskuren wechselsweise rein ausgeprägt, und führte sie zu Streit und Feindschaft: das eitel-frivole und das starr-fanatische. Dem Einen ist nichts heilig, als sein Ich, der Andere haßt Alles, außer dem einen Punkt, auf dem sein Auge ruht, heiße dieser nun Allah oder das Gesetz oder die Freiheit oder ein anderes Idol. Beide Geistesformen standen dem Gemüth und der Anschauung Goethe's so fremd gegenüber, wie etwa im Alterthum Semitismus und Hellenismus. Wenn der zweite oder spätere Jesaias, der ungefähr in der Zeit Solon's oder des Pisistratus lebte, oder der Prophet Ezechiel nach Athen gekommen wären, wie glaubt man wohl, daß ihnen Sitten und Gedanken der Athener, die Gesetzgebung und das politische Streben und Widerstreben, die Schönheit der Jünglinge und Frauen, die Pflege und Uebung des Leibes nicht minder als die des Geistes, der Vortrag der homerischen Gesänge und ihr Inhalt, die Götter und ihre Geschichte als mythische, durchsichtige Einkleidung natürlicher und sittlicher Verhältnisse, — wie glaubt man, daß dies Alles ihnen vorgekommen wäre, auf sie gewirkt hätte? Oder wie hätten Ezra und Nehemia, die Stifter des neuen „Buches der Lehre", geurtheilt, wenn man sie vor die gleichzeitigen Kunstgebilde des Phidias und Polyklet gestellt oder ihnen im Theater die Antigone des Sophokles zu schauen gegeben hätte? Das Eine wäre ihnen unverständlich gewesen, das Andere profan und abstoßend oder widerwärtig, ein Drittes kindisch, ein Viertes vergeblich. Ganz ebenso traten die Juden an Goethe heran, in dem neuen jüdischen Zeitalter mußte Goethe weichen und Andern die Führerschaft überlassen. Zwar waren, wie schon oben bemerkt, Berliner Jüdinnen, in deren Mitte Rahel Levin, die Ersten gewesen, die seine Größe verkündigten, aber nicht, weil natürliche Sympathie sie zu ihm

zog, sondern weil der jüdische Scharfsinn, unterstützt durch weibliche, nervöse, sensitive Ahnung, unter den gangbaren literarischen Münzen den Perlen- und Ducatenwerth der goethischen Dichtungen am frühesten erkannte. Als Heine auftrat, gab es in Berlin, wo eben der Hegelianismus sich entfaltete, natürlich auch begeisterte Goethe-Jünger und da es grade dieselben Personen waren, die auch ihm, dem jungen jüdischen Dichter, freundlich entgegenkamen und ihn aufmunterten, so durfte er diese Berliner Gönner durch Herabsetzung Goethe's nicht beleidigen. Börne durchschaute ihn auch darin (16. März 1833): „Goethe, den er so wenig achtet wie ich, streicht er heraus, um den Berlinern den Hof zu machen." Später bekannte er, seine Ablehnung goethischer Poesie sei nur Neid gewesen, worin liegen sollte, er sei schon damals ein Anhänger Goethe's gewesen und habe nur anders gesprochen. Seine Persönlichkeit also gab er gern Preis, wenn er damit die Ehre seines Verstandes und nebenher die Gunst der Gönner retten konnte. Er trat allmählich Goethe ganz an die Seite und die Huldigung, die diesem Vorgänger zu Theil wurde, mußte seinem eigenen Ruhm, seinem dichterischen Prophetenamt zu Statten kommen. Goethe hatte eine schöne Prosa geschrieben, von der seinigen sagte er selbst aus, sie sei „göttlich"; auch wurde sie in der That aufs Aeußerste bewundert, grade weil sie durch und durch manierirt war und nur der Eitelkeit des Schreibers diente; die goethische war als klassisch ganz unjüdisch d. h. unlebendig und reizlos oder, wie es Börne ausdrückte, „Goethe spricht langsam, leise, ruhig und kalt. — Sein Lehrstil beleidigt jeden freien Mann. Er ist anmaßend oder ein Pedant, vielleicht beides." Stand es so mit der neuen Prosa, so verhielt es sich mit der Lyrik nicht anders. Heine's Liederbuch und was darauf folgte, verdunkelte Alles, was Goethe in diesem Fache geleistet hatte: Heine's Wendungen und Witze, seine sentimentalen Anwandlungen lebten im Munde jedes Stu-

denten, jedes Verliebten und aller Juden, die immer zahlreicher das literarische und journalistische Feld bezogen. Zwar gehört Gemüth zu schöner Lyrik und Heine besaß keines — die „tief im Herzen heimlich bildende Gewalt", von der Mignon singt, kannte er nicht, wohl aber war ihm das Talent der Nachbildung in hohem Grade gegeben. Wie mancher seiner Stammesbrüder mit der Zunge so kunstreich schnalzen kann, daß man wirklich eine Nachtigall zu vernehmen glaubt, wie ein Anderer Art und Stil „berühmter Muster" genau treffend wiedergiebt, wie in langen Jahren der „Kladderadatsch" in allen lyrischen Formen aller Dichter und Dichterschulen meisterhaft sich erging, — so wußte auch Heine die einfältige Treue des Volksliedes, die Phantasien und Fratzen E. Th. A. Hoffmann's und der Romantik, Goethe's Herzenslaute und melodiösen Gesang mit so virtuoser Kunst nachzupfeifen, daß man sich täuschen ließ und die Simili-Steine für echte hielt. Man glaubte an Heine's Seelengrazie und bemerkte die Gemeinheit nicht, die überall, aus allen Winkeln seiner Schriften, hervorsah; man glaubte auch an seine Schmerzen, seine Sehnsucht, und verkannte, daß diese nur den Zweck hatten, der darauf folgenden Verhöhnung zum Gegenstande oder zur Folie zu dienen. Wenn er sang:

Mir ist, als ob die Hände
Auf's Haupt dir legen sollt,
Betend, daß Gott dich erhalte
So rein und schön und hold —

so schien es, als wäre hier eine tief religiöse und sittliche Regung laut geworden. Heine segnend! Heine betend! Wie wird er sich in's Fäustchen gelacht haben, wenn treuherzig-dumme Germanen sich von solchen Stückchen rühren ließen! Obgleich seine Lyrik eigentlich auf Vernichtung lyrischer Stimmung berechnet war, fand sie doch bei musikalischen Componisten, die ja auch nicht klüger waren, als die übrige Welt, den größten Beifall: Heine's Gedichte gingen auf Flügeln des

Gesanges von Haus zu Haus und überstrahlten die bescheidenen goethischen Liedertexte, ja sie haben durch Verwilderung des Geschmacks und Zerstörung der Unschuld des Herzens eben so viel dazu beigetragen, unsern höchsten Schatz, die goethische Dichtung, der Nation zu entfremden, als es in mehr direkter Weise Börne that.

War Heine's Verhältniß zu Goethe ein heuchlerisches und seine Lyrik nur die Entheiligung der goethischen, so hatte Börne mit semitischem Haß, wie ein anderer Hannibal, dem Dichterhaupte den Tod geschworen, damit durch dessen Untergang das Feld frei werde für den jüdisch-französischen Radicalismus. Man braucht in den Briefen aus Paris und den Nachgelassenen Schriften nicht lange zu blättern, um den schnödesten Schmähungen und Beschimpfungen Goethe's zu begegnen. Hier einige Proben: „Ich habe Goethe nie leiden können. In seinem Werther hat er sich ausgeliebt, abgebrannt, zum Bettler geschrieben." Ueber die falschen Wanderjahre: „der Verfasser (Pustkuchen) war noch großmüthig gegen Goethe, er hätte ihn vernichten können, wenn er gewollt hätte. Er hat nur das Rapier gebraucht, statt des Schwertes." 1821, aus München: „Nächstens wird Goethe's Tasso aufgeführt; da will ich mich recht con amore oder eigentlich con odio darüber hermachen." Schriften, Band 4: „Wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt sie nicht gelten." — „Ist Goethe glücklich zu nennen? er ist so arm und so allein!" „Ich möchte nicht Goethe sein, er glaubt nichts, nicht einmal, was er weiß." „Goethe hat viele Anhänger, er hat als echter Monarch es immer mit dem literarischen Pöbel gehalten." „Welch ein beispielloses Glück mußte sich zu dem seltenen Talente dieses Mannes gesellen, daß er 60 Jahre lang die Handschrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben." „Goethe ist der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte." Er läßt sich aus Wien schreiben (natürlich von einem Stammgenossen): „Dieser Mensch

ist ein Muster von Schlechtigkeit; und man kann in der Weltgeschichte lange suchen, bis man einen seines Gleichen findet." „Dieser Goethe ist ein Krebsschaden am deutschen Körper und das Aergste ist noch, daß Alles die Krankheit für die üppigste Gesundheit hält und den Mephistopheles auf den Altar setzt und Dichterfürsten nennt" und fügt hinzu: „wie wahr, wie wahr ist das! seit ich fühle, habe ich Goethe gehaßt, seit ich denke, weiß ich warum. Noch in seiner allerletzten Zeit macht er es Tieck zum Vorwurf, daß dieser „eine dürre, prosaische Seele, voller Menschenfurcht und Philisterbedenklichkeiten, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Gott und ohne Hoffnung," zum Dichterfürsten gekrönt habe. Da nun Börne, besonders in seinen Pariser Briefen, der eigentliche Führer und Erwecker des revolutionären Demokratismus war, erst im Südwesten, dann auch im Norden Deutschlands, so wurde es fortan Pflicht jedes freisinnigen Mannes, in Goethe den Inbegriff des Aristokratismus, den Höfling und Volksfeind zu hassen und zu verabscheuen.

Gleichzeitig mit Heine und Börne, diesen zwei klugen, mit scharfer Witterung begabten Gnomen, unternahm die Literaturgeschichte in der Person des zu bedeutendem Ansehen und Einfluß gelangten Historikers G. G. Gervinus dasselbe Werk. Er schrieb eine Geschichte der deutschen Dichtung, wie er sein Buch nannte, in nicht dichterischer, sondern moralisch-prosaischer Absicht, wo natürlich alle Größenverhältnisse sich umkehrten. Er schätzte das jedesmalige poetische Produkt nicht nach seinem eigenen innern Werthe, auch nicht als Glied einer fortgehenden Entwickelung, sondern in sofern es ein Mittel werden konnte, die ästhetische Stimmung aufzuheben und statt des literarischen ein politisches Zeitalter mit Bürgerfreiheit und nationaler Größe (wie er, Gervinus, sie construirt hatte) herbeizuführen.*) Ob-

*) Auch die Italiener hatten eine Zeit, wo sie ihre großen Maler und Bildhauer und deren sämmtliche Werke und auch ihre Komponisten

gleich er Schiller des höchsten Preises würdig fand (mit starkem Mißverständniß), so war doch seine Lehre der grade Gegensatz von Schillers ästhetischer Erziehung: Schiller dachte sich ganz im Allgemeinen ein durch Schönheit gewonnenes, harmonisches Gleichgewicht, die Einheit des Moralgebotes und des Naturtriebes, welche, wenn sie erreicht worden, den Staat als aufgehobenes Moment in sich begriffe oder völlig ersetzte. Gervinus aber war bemüht, die Nation von dem humanen Ideal zu den getheilten Zwecken und dem Zwist und Zwiespalt politischer Praxis zurückzurufen, und da Goethe dazu nicht dienen konnte, behandelte er diesen Dichter, auf den als das Centrum alle Strahlen der Darstellung hätten gerichtet sein müssen, mit offener Mißgunst.

Kein tolleres Versehn kann sein,
Giebst einem ein Fest und lädst ihn nicht ein.

Schiller hatte sich aus dem Kantischen Dualismus emporzuarbeiten gesucht, aber grade die Reste der Kantischen Denkart, die sich bei Schiller noch fanden, legte Gervinus bei seiner Polemik und Panegyrik als Kanon an. Er stammte aus der Schule Schlossers, der, wie bekannt, mitten im neunzehnten Jahrhundert den unhistorischen Rationalismus des achtzehnten vertrat; und wie dieser Oldenburger oder Friese saß er als Richter im Tribunal, citirte die Poeten mit ihren Werken vor seinen Stuhl und entließ sie, wenn er sie zu seiner politischen Moral nicht brauchen konnte, mit Streitreden und Vorwürfen. Er bekämpfte die Romantik wegen ihrer sittlichen Laxität, aber er selbst war nebenher ein mittelalterlicher Romantiker; er ließ gegen Börne seinen ganzen Zorn aus und war doch ein Geistesverwandter Börne's; nur daß dieser radical und jacobinisch,

und Sänger gern den Fremden überlassen hätten, wenn sie nur ein Volk und ein Ganzes werden und dafür politische Macht hätten eintauschen können. Mit Goethe machten es die Deutschen seit 1840, besonders aber seit 1848 nicht anders.

Gervinus aber liberal und constitutionell war, beide nach französischen Ideen und Mustern. Gervinus wurde eine vielstudirte Autorität und mit seiner Doctrin, die Epoche der schönen Seelen sei vorüber und die des Heroismus angebrochen, neben den übrigen badischen und rheinischen Professoren der Führer in dem allgemeinen Umschwung. Und sieht man jetzt, nachdem ein halbes Jahrhundert darüber hingegangen, auf ihn zurück, so muß man bekennen, er war eigentlich ein beschränkter Querkopf, der sich selbst oft eigensinnig das Ziel verrückte; kein rechter Gelehrter, obwohl er als Literarhistoriker viel hatte lesen müssen; ursprünglich ein Kaufmann, und was dem fehlt, holt man bekanntlich nie wieder ein; seine unharmonische Natur malte sich in dem unerträglich harten Stil: man legt seine Bücher mit dem Gefühl aus der Hand, als hätte man sich durch ein Dorngestrüpp durcharbeiten müssen und stünde nun mit zerrissenen Kleidern und zerzausten Haaren da. Aber eben dadurch wuchs sein Ansehen, denn die schöne Form hat in Deutschland immer verdächtig gemacht.*)

Großes Aufsehen machte um dieselbe Zeit eine zufällig zusammengeführte Schaar von Schriftstellern die von Andern und sich selbst das junge Deutschland genannt wurden. Sie stammten, wie einst die Romantiker aus Norddeutschland, waren mehr dünkelhafte Räsonneure als Dichter und in ihren Büchern, ihrer Prosa unausstehlich manierirt. Sie besaßen einen mäßigen Verstand, den sie ins Geistreiche zu steigern und mit dem Reiz jugendlicher Frische und Kühnheit auszustatten suchten. Sie waren der schwächere Nachwuchs Heine's und Börne's und stellten die aufregende Wirkung dar, die die Morgenrufe dieser beiden Stimmführer auf die angehende literarische Generation

*) Arnold Ruge schrieb schon im Winter 1851—1852: „Gervinus ist ein roher Altdeutscher, der Goethe und die Philosophie schon nicht mehr versteht, also auch die Literaturgeschichte zu schreiben keinen Beruf hatte" (Briefwechsel, herausgeg. von Paul Nerrlich, II S. 122).

gemacht hatten — obgleich unter ihnen, was jetzt unmöglich sein würde, kein einziger Jude war. Doch galt bei ihnen das Vorbild Heine's mehr, als das Börne's: es war in dem Jungen Deutschland, kann man sagen, zwei Drittel Heine gegen ein Drittel Börne. Daher sich auch in ihren Werken nicht sowohl die politische Revolution vernehmbar macht, als die Velleität sittlicher und religiöser Emancipation, die Befreiung der sinnlichen, geselligen, freudigen Seite des Menschen von der angstvollen theologischen Moral und Transscendenz. War dies nur der Widerschein Heine'scher Frivolität, so zeichnete sich auch im Verhältniß zu Goethe die ganze Zweideutigkeit der Stellung dieser jungen Literaten. Sie hielten Goethe für den zweiten Heine, für einen Epicureer und ewig blühenden Jüngling, dessen Leben und Dichtung nur dem Genusse schönen Daseins gegolten hatte, und machten ihm daher ein freundliches Gesicht; auch verknüpfte sie noch ein loses Band mit der Hegel'schen Schule, die in Goethe's Werken die Wahrheit im Schleier der Dichtung verehrt hatte; aber da die revolutionären Parteigänger, an ihrer Spitze Börne, in Goethe ihren eigentlichen Feind haßten, da ihnen auch Gervinus, der ja Professor war, imponirte, so fiel in Gutzkow's und der andern Genossen Auslassungen dazwischen manches harte Wort über den hohen Meister, der von ihnen im Grunde so wenig verstanden wurde, als von Wolfgang Menzel und G. G. Gervinus.*)

---

*) In einer Anmerkung mag es erlaubt sein, des Fürsten Pückler zu gedenken, dessen literarische Stellung mit der Goethe's einige Analogie zeigt. Durch Welterfahrung, Heiterkeit der Mittheilung, Anmuth und Fluß der Darstellung hob er sich unter den meist schweren deutschen Schriftstellern als eine seltene Erscheinung hervor; was Wilhelm Meister in seinem Brief an Werner als Kennzeichen des Adels angiebt: „eine gewisse feierliche Grazie bei gewöhnlichen Dingen, eine Art von leichtsinniger Zierlichkeit bei ernsthaften und wichtigen", grade dies trifft bei Pückler genau zu und giebt einen Schriften Gleichgewicht und gefälligen Reiz. Aber er war Fürst,

Nicht lange, so traten von allen Ecken und Enden die lyrischen Freiheitssänger auf, bald rhetorisch und allgemein, bald in Satire sich versuchend, welche letztere aber, mit Heine's Geist und Schärfe verglichen, meist recht lahm und trivial war und eben darum ein weites plebejisches Publikum gewann. Zugleich stieg der Einfluß der Zeitungen immer höher, und die Censur vermochte wenig gegen sie. Was sich in Preußen nicht herstellen ließ, wurde von Leipzig, wo ein oberflächliches, höchst freisinniges und im Uebrigen bettelhaftes Literaten- und Journalistenthum sich gesammelt hatte, eingeschwärzt; was in Deutschland unmöglich war, wurde in der Schweiz gedruckt, und dieser Verkehr war durch nichts mehr zu hemmen. So trieb Alles dem Jahre 1848 entgegen, und was seit zwei Decennien den Leuten vorgeredet und vorgedichtet war und sich allmählich in ihren Vorstellungen festgesetzt hatte, mußte an Goethe's hundertjährigem Geburtstage, der in diese erregteste Zeit fiel, am 28. August 1849, deutlich zu Tage treten. Wie dachte sich das damalige Geschlecht den Mann, dessen Andenken befeiert werden sollte? Was war er in den Augen der freiheitstrunkenen Menge und derer, die sich zu ihren Führern aufgeworfen hatten? Er war vor allen Dingen Geheimrath und Minister und Excellenz, trug einen Stern auf der Brust, hielt sich steif und vornehm, besuchte die böhmischen aristokratischen Bäder und verkehrte dort demüthig mit dem hohen Adel, ja

Aristokrat, und damit war in der Zeit des aufstrebenden demokratischen Judaismus sein Schicksal besiegelt. Es fehlte ihm an Glauben und Moral, und daß Goethe sein Erstlingswerk in einer eigenen Kritik gelobt hatte, konnte ihm nicht nützen, sondern nur schaden. Jetzt wird er nicht mehr gelesen — sehr mit Unrecht; hätten wir nur mehr solcher! Das ist die rechte Art, den Franzosen nachzuahmen, wie einst Thomasius gesagt hatte! Wenigstens konnte er deutsch schreiben, welche Fähigkeit jetzt mit Hülfe der Zeitungen ganz verloren gegangen zu sein scheint. Eine vortreffliche Betrachtung über Edelleute, die sich den Musen widmen, und über die Thorheit, sie deßhalb anzufeinden, im Munde Wilhelm Meisters, Buch 3, Kap. 9.

mit allerhöchsten Personen, ließ seine Werke unter des durchlauchtigen deutschen Bundes schützenden Privilegien erscheinen, galt für reich und hatte nie Mangel gelitten, kannte folglich das Herz des Volkes nicht, brauchte gnädigen Gönnern gegenüber sorgfältig die unterthänigen Titulaturen, kurz war ein Feind der Freiheit, ein Söldling, der sein besseres Ich an die Höfe und den Adel verkauft hatte. Auch seine Werke und Gedichte traf der Vorwurf herzloser Kälte: da fehlten alle großen Worte, jeder rednerische Schwung; so wie sie dastanden, konnte kein Mensch an ihnen sich erbauen. Auch der Briefwechsel mit Schiller und Zelter und die Briefe an und von Merck und Riemer's Mittheilungen hatten der Meinung keine andere Richtung geben können: sie waren den großen Anliegen des Tages gegenüber zu trocken und gleichgültig. So fand die Säkularfeier von 1849 nirgends freien Anklang, ja wer dazu aufforderte, wurde mit Zischen empfangen. Kleinere Kreise mochten des Tages weihevoll gedenken, aber nur in der Stille, fern vom Geräusche des Marktes, auf dem kein Festzug sich versammelte, keine Fahne sich entfaltete und ganz andere Dinge verhandelt wurden. Ja man darf behaupten: das hundertste Jahr nach Goethe's Geburt bezeichnete den tiefsten Stand seines Ansehens in der Nation: es war von der Nichtachtung fast bis zur Verachtung gesunken. Als dann die Erhebung von 1848, dieser politische Kinderstreich, oder richtiger diese nachgeahmte Pariser Mode, schmählich gescheitert und der Rausch hohler Worte zergangen war, konnte leise und langsam der unbegreifliche Zauber, der von Goethe's idealer Welt ausging, wieder wirken und Einen um den Andern ergreifen. Ueber den Himmel waren Wolken gezogen, bald dunkler, bald heller, und hatten den Stern verhüllt, aber dieser trat immer wieder hervor, seine Strahlen versendend, wurde dann wieder verdunkelt und siegte endlich über alle die Nebel. Einen Wendepunkt bildete der Briefwechsel

mit Frau von Stein, der grade im Revolutionsjahre ans Licht getreten war. Hier blickte man in diese Dichterbrust selbst, in das innerste Heiligthum dieser kämpfenden, ringenden, sich läuternden Seele, und statt des kalten, von niedrigen, selbstsüchtigen Motiven beherrschten Egoisten, wie ihn der Unverstand sich gedacht hatte, erschien hier ein von Phantasie und Gefühl fast überwältigter, immer aber mit allen Kräften sich zu fassen und zu begrenzen bestrebter Schwärmer. Mancher mochte sich der Scham über seine früheren Urtheile nicht erwehren, aber diese Umstimmung wurde der Natur der Sache gemäß nicht laut und vollzog sich nur bei Einzelnen und besonders Empfänglichen.*) In der Oeffentlichkeit trieb Gervinus sein moralisch-politisches Wesen fort; was er geschrieben hatte, hatte er geschrieben; sein literarisches Ansehen blieb unerschüttert und bestimmte von einer Literaturgeschichte zur andern Ton und Meinung der Verfasser.**) Neben Gervinus machte sich durch Vilmar in allen Schulen, besonders in den Mädchenschulen, eine andere, nicht minder schlimme Richtung geltend, die der pietistischen Deutschheit. Sein Buch war glatt geschrieben, die Flüssigkeit klar und von angenehm süßlichem Geschmack. Da

*) Börne war damals längst todt — was hätte er wohl gesagt, wenn er diese Briefe gelesen hätte? Denn, man kann es nicht leugnen, der Jude Börne war doch ein überlegener, durch die Oberfläche dringender Geist, von dem man viel lernen kann, besonders wenn man nichts als ein Germane ist.

**) Selbst Joseph Hillebrand, der von allen Literarhistorikern Goethe am tiefsten erkannte, hat sich von Gervinus nicht ganz freihalten können. Hätte er sonst dem Dichter als Mangel angerechnet, daß seine Helden nicht männlich genug seien! Damals in der Zeit des Thatendranges, wie ihn die politischen Gymnasiasten empfinden, war ja Heroismus das herrschende Ideal: dieses fand im Jahre 1848 Gelegenheit, sich zu bewähren — wir Alle wissen wie! Wo Hillebrand selbst spricht, da ist er vortrefflich. Auch sein Sohn, Karl Hillebrand, erfreut uns in seinen Schriften durch manche schöne und wahre Betrachtung über Goethe.

wurde z. B. der Parcival von Wolfram von Eschenbach mit Goethe's Faust verglichen und von dem letzteren geurtheilt, er sei das Bild einer Zeit, welche suchte aber nicht fand, von dem ersteren, er sei das Produkt eines Jahrhunderts, welches gesucht und gefunden hatte. Ist das nicht schön gesagt? Ganz so gesagt, wie es einem Leserkreise gegenüber, der von diesen Märchen des Mittelalters nicht eigene Kenntniß hat und jede Uebertreibung gläubig hinnimmt, höchst passend erscheint. So verstärkten sich die liberalen Gegner Goethe's von einer andern Seite her durch die Hülfsvölker der Frommen und der teutonischen Antiquare, aber bei all dem ging doch ohne auffallende Katastrophen eine Umwandlung vor sich. Alles hat seine Zeit, und so trat Börne allmählich in den Hintergrund, und Gervinus entfremdete sich durch Hartnäckigkeit die allgemeine Meinung. Wir nähern uns allmählich der Gegenwart und dürfen fragen, wie steht es jetzt mit der Herrschaft Goethe's nicht bloß in der literarisch-ästhetischen Kritik, sondern auch in Gemüth und Gedanken der Nation selbst?

Schiller hatte sich zu dem Ausspruch gedrängt gefühlt, Goethe werde immer nur von Wenigen gewürdigt werden können. „Wundern Sie sich nicht mehr," schreibt er seinem Freunde am 2. Juli 1796, indem er gleich die Gründe hinzufügt, „wenn es so Wenige giebt, die Sie zu verstehen würdig und fähig sind." Und Goethe selbst sagte zu Eckermann, 11. Oktober 1828: „Meine Sachen können nicht populär werden. Wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrthum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Schon daß Goethe die Frauen kalt ließ, mußte ihn um die Hälfte der Nation und des Beifalls bringen: er war zwar der Dichter des Weiblichen, aber gewann grade deßhalb das Herz der Weiber nicht: sie wollen das Männlich-Persönliche, die schöne

Rede und die himmlischen Gefühle und fanden das Verlangte bei Schiller und Jean Paul in der ihnen zusagenden Gestalt. Auch vom Theater her konnte Goethe seine Herrschaft nicht gründen oder erweitern. Feinsinnig formulirte A. W. Schlegel Goethe's Verhältniß zur Bühne mit den Worten: „Man muß wohl eingestehen, daß Goethe zwar unendlich viel dramatisches, aber nicht eben so viel theatralisches Talent besitzt." Doch ist auch dies nicht ganz wahr. Iphigenie und Tasso wirken auch in der Aufführung mächtig und tief, nur verlangen sie eine erlesene, für feinere Eindrücke empfängliche Zuhörerschaft und edler gebildete Schauspieler, welches Beides nur selten zu haben ist. Hierin bewies Schiller seine Ueberlegenheit: er verstand sich neben seinen poetischen Tugenden meisterhaft auf die demagogische Wirkung. Und ähnlich wie zum Theater standen beide Klassiker zu der Schule. Von Goethe's Dichtungen eignen sich nur wenige zum Jugendunterricht — denn was soll z. B. Tasso dem Knaben? —, von Schiller Alles oder fast Alles. Wenn dann der Schüler später in's Leben hinausgeworfen wird und mit jedem Jahr noch prosaischer wird, als er von Anfang an gewesen, dann erinnert er sich in fröhlichen Momenten des auf der Schule Auswendiggelernten oder vom Lehrer Vorgelesenen und sagt einen Schiller'schen Vers her, beruft sich auf eine Schiller'sche Figur; von Goethe giebt es wohl auch Denksprüche, die der Kaufmann oder Geheimrath im Munde führt, aber er hat sie nicht aus erster Quelle, sondern aus seiner Zeitung, die es selbst von anderswo her hat, und wie oft erfahren solche Citate Entstellung! Wer gar auf einer Realschule erwachsen ist und kaum etwas verkümmertes Latein besitzt, der steht auf der Stufe des Weibes, und was dieses von Goethe hält, haben wir so eben gesagt. Wiederum kehrt sich die Sache in so fern um, als Schiller, eben weil er dem Jüngling Alles gegolten hat, von hochästhetischen Köpfen bei erwachender Einsicht oft zu tief herab-

gesetzt wird. Denn wir sind ja gegen nichts strenger, als gegen eben abgelegte Irrthümer. Einen andern Vortheil hatte Goethe durch die Singbarkeit seiner Lieder voraus, da Lyrik und Melodik, das Gegentheil der Rhetorik, dem hochsinnigen Prediger Schiller ganz und gar nicht gegeben war. Nun ist freilich manches Gedicht Goethe's, z. B. der Erlkönig, durch die Musik in weitere Kreise getragen worden, aber wie wenig kommt den Sängern auf den Text an, wie hat eine irgendwie ansprechende Composition auch die elendesten Worte über die Welt verbreitet! Prinz Eugenius, der edle Ritter, hat wenigstens alterthümliche Redensarten, die das Gedicht aus dem Gemeinen hervorheben; kann es aber etwas ordinärer Prosaisches geben, als: „Es kann ja nicht immer so bleiben hier unter dem wechselnden Mond", oder etwas gesuchter und abgeschmackter Naives als: „Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher" —? So verloren sich denn auch die gesungenen goethischen Lieder, deren doch nicht viele waren, unter der Menge der übrigen, und ihr bildender Einfluß war nicht groß. Dasselbe aber, was Goethe's gesammte Dichtung für die Jugendschule wenig geeignet machte, dasselbe schaffte einigen seiner Werke unter rohen Männern besondere Beliebtheit. Nur aus diesem Grunde gewannen z. B. die Römischen Elegien eine gewisse Popularität: von der Anmuth, durch welche diese Gedichte bezaubern, empfanden die Leser dieser Klasse nichts, wohl aber gefiel ihnen der Stoff im Allgemeinen, besonders aber diese und jene Stelle, wo in antiker Weise der Schleier über den holden Geheimnissen der Liebe sich ein wenig lüftet. Ein anderes Beispiel bietet die allgemeine Bekanntschaft mit einem durch Veruntreuung in's Publikum gekommenen Altersgedicht (das Tagebuch); wir unsrerseits wissen dasselbe wohl in dem Ganzen dieses reichen Lebens einzuordnen und ihm die richtige Stelle anzuweisen, aber die heimliche Freude, mit der es unter bedeutungsvollem Schmunzeln von Hand zu Hand geht, ist nur

ekelhaft. Wer aus den zahlreichen Ausgaben der goethischen Werke und dem Absatz, den sie finden, günstige Schlüsse ziehen wollte, würde unseres Erachtens fehl gehen. Gekauft mögen sie werden, zu Geschenken mögen sie dienen, zuletzt sind sie doch nur da, aufgestellt zu werden, — nicht um in trüben Stunden Erquickung und Trost zu bringen oder dem Gemüthe, wenn es sich von dem Schmutz des Tages befleckt fühlt, die ideale Reinheit wiederzugeben. Wenn man gesagt hat, Goethe sei kein Volksdichter, sondern der Dichter der obern Zehntausend d. h. der geistig obern, so scheint uns diese Zahl noch zu hoch gegriffen. Gäbe es ein allgemeines Stimmrecht über ästhetische Dinge, wie über politische — und das Urtheil über erstere ist doch viel leichter, als über letztere — man würde mit Erstaunen sehen, was das Facit wäre! Auch die Ausgaben mit Bildern, die Gedichte mit Erklärungen rücken den Dichter dem großen Haufen der Gebildeten (d. h. was man so gebildet nennt) nicht näher. Durch die ersteren wird jede luftige, ätherische, von der Phantasie geborene Gestalt des Dichters in's Bestimmte, Körperliche, gemein Deutliche verwandelt, und das Wenige, was von poetischem Sinne in dem Leser vorhanden war, durch solche Materialisirung nur getödtet. Auch das gefühlvolle, eben confirmirte junge Mädchen, der Gymnasiast oder der Student, der jugendlich für schöne Literatur schwärmt und durch Heine noch nicht verdorben ist, wenn sie durch Erläuterungen und Lehrvorträge über die Rückseite des Gedichtes, den Boden, in dem es seine Wurzel hat, die äußern Bedingungen seiner Entstehung, den Anlaß und die Zeit, die Herkunft des Stoffes belehrt sind, sie wissen nun Bescheid, haben sich mit der Dichtung abgefunden, können mitsprechen und klug urtheilen; der Eingang in den Geist, das Innere ist ihnen eher verschlossen als geöffnet und die keimende Mitempfindung erstickt. Der so vorgehende Prozeß ist der umgekehrte von dem, den die Kunst des Dichters vornahm: dieser

hat die persönliche Erfahrung, den äußerlich gegebenen Anlaß oder Gegenstand in die Höhe des Allgemeinen und Ewigen, des Menschenlooses überhaupt gerückt, der Erklärer aber ist bemüht, dieses Ideale in dem Geiste des Schülers wieder zu dem Beschränkten und Einzelnen zurückzubilden — wie umgekehrt die musikalische Composition das gestaltete Bild in eine Schattenwelt auflöst. Blicken wir von dort in die Kreise der Wissenschaft und Gelehrsamkeit, so ist bekannt, daß die Naturforschung sich jetzt als die Herrin und Herrscherin über alles Uebrige betrachtet. Nun war zwar Goethe auch Naturforscher, aber ihn zog vor Allem die Organik an, die seelenlos mathematische Behandlung lehnte er ab und suchte auch in den untersten Stufen die höchsten Lebenserscheinungen wiederzufinden. Darwin's Abstammungslehre, die er nicht erlebte, hätte ihn, wie schon Strauß bemerkt hat, mit Freude und Begeisterung erfüllt, und so pflegen denn auch die Anhänger des Darwinismus sich freundlich zu Goethe zu stellen. Anders aber thut die mechanisch-atomistische Naturforschung: diese weiß die unorganischen Kräfte zu Erfindung immer neuer Maschinen zu benutzen, hat auch den Wunderglauben nach Kräften ausgerottet (mit ihm freilich auch alle Idealität), aber in Goethe's Werken findet sich zu viel Falsches und giebt zu verstehen, dieser Mann werde überhaupt überschätzt. Darum auch die Bewohner von New-York in ihrem Park zwar andern deutschen Heroen Bildsäulen aufgestellt haben, gegen Goethe aber bis auf diesen Tag gleichgültig geblieben sind. In der That, da der Gegensatz zwischen Amerikanismus und dem Geiste, den wir in Goethe verehren, ein vollkommener ist, so paßt dieser nach Amerika ganz und gar nicht. Wie den Naturforschern steht Goethe auch den Tages-Politikern gegenüber. Wenn diese den Staat als eine Rechnung ansehen und das Heil jedes Mal durch einfaches Zählen ermitteln, welches Zählen denn auch erst durch künstliche Nachhülfe das richtige Resultat ergiebt, so äußerte

Goethe gegen den Kanzler von Müller, er halte es gern mit der Minorität, da diese in der Regel die gescheidtere Partei sei, und gegen Eckermann: „Alles Große und Gescheidte existirt in der Minorität!" In den Jahren 1862 bis 1866 bestand die Minorität zu Zeiten gar nur aus Einem! Und wie urtheilte Schiller, der Prophet der Freiheit, der aber noch weit aristokratischer war, als sein Freund, über die majestas populi:

Majestät der Menschennatur, dich soll ich beim Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur hast du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die übrigen Alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gefühl hüllet die Treffer nur ein.

Was könnten also Volksvertreter, Wahlredner, Artikelschreiber aus unsern größten Dichtern sich holen? Höchstens Vertiefung und diese würde ihnen bei ihren nächsten Zwecken nur schaden. Sie stehen zu Goethe's politischen Einsichten genau so, wie einst im vorigen Jahrhundert die Rationalisten zu Goethe's Dichtung. Auch historischen Sinn und Geist besaß Goethe nicht, das ist seit Gervinus ausgemacht: die Geschichte ist ja magistra vitae d. h. sie giebt zu moralischen Gemeinplätzen die Exempel ab. Bismarck äußerte einst (Versailles am 9. Januar 1871), mit einem Viertel der goethischen Werke möchte er wohl eine Zeitlang auf einer wüsten Insel leben. Und bei der Rückkehr von da, setzten wir hinzu, würde er wohl auch nach den übrigen drei Vierteln Verlangen tragen. Denn wenn man nicht den ganzen Goethe im Auge behält, hat man auch von dem Einzelnen nicht den vollen Begriff und Genuß.

Steigen wir von der Zeitungsfläche einige Stufen aufwärts und treten unter die Literarhistoriker, so finden wir die alten Verhältnisse ziemlich in Kraft, wenn auch durch Wiederholung das Colorit minder frisch. Wer eine Literaturgeschichte schreibt, darf es an Belesenheit nicht fehlen lassen, aber für das, was nur das Leben und das eigene innere Schicksal uns lehrt und an uns bildet, hat er keine Zeit gehabt. Seine

Welt ist der Schreibtisch und die darauf liegenden Bücher. Kommt er an Goethe, so hat er die Wahl, das Ueberkommene mit andern, auch wohl denselben Worten wiederzugeben oder, es koste, was es wolle, original und neu zu sein und dadurch geistvoll zu erscheinen. Wenn Goethe in seiner bescheidenen, sich selbst preisgebenden Weise auf irgend ein Unzulängliches in seinen Werken hingewiesen hat — da sind sie dahinter her und knüpfen an diesen Haken ihre langgesponnenen, oft groben Fäden an. Wie mancher urtheilt und bestimmt, ohne vorher genossen und empfunden zu haben! Menschenkenner, Menschenbeobachter sind sie ohnehin nicht, reicherer Weltstoff steht ihnen nicht zu Gebote und poetischen Sinn hat ihnen gleich bei der Geburt keine Fee als Mitgift in die Wiege gelegt. Auch was einigen Ersatz hätte gewähren können, das philosophische Studium, ist von dem Historiker nicht zu verlangen, auch pflegt er sich damit nicht zu befassen. Eine Seitenbewegung trat mit der sogenannten Goethe-Philologie ein. Dieser gereicht es zum Ruhm, daß sie sich an Realitäten hält und uns mit schiefen Constructionen verschont. Ihrem Eifer ist es zu danken, wenn mancher Zusammenhang aufgedeckt, manches Versäumniß, z. B. mancher Druckfehler, wieder gut gemacht ist. Und auch daß sie beflissen ist, überall die Identität von Goethe's Dichtung und Goethe's Leben aufzudecken, ist eine Bemühung, die, wie wir anerkennen müssen, nur im Dienst der Wahrheit arbeitet. Aber auch die Schwächen, deren sich der Deutsche so schwer enthält, haben sich alsbald eingestellt, der Pedantismus, der Kleinigkeitsgeist, die zusammenhaltende Verbrüderung. Den Wald vor Bäumen nicht sehen — wenn je ein Sprichwort Recht hat, so paßt dieses auf manche Erzeugnisse der Goethe-Philologie, die ein ganz alexandrinisches Ansehen haben. Mephisto:

Dann hat er die Theile in seiner Hand,
Fehlt leider nur das geistige Band.

Oder Faust:

Mit gierger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.

Rembrandt sagte: „An meinen Bildern müßt ihr nicht schnüffeln, die Farben sind ungesund." Briefe des Dichters ohne große Wichtigkeit wurden mit allen Schreib- und Interpunktionsfehlern, mit genauer Wort- und Zeilentheilung u. s. w. im Druck wiedergegeben, ja einmal im Zuge wandte man dieselbe peinliche Sorgfalt auf bloß diktirte, von Schreibershand herrührende Briefe an. So rief das an sich ehrenwerthe Bestreben nicht bloß vielfach den Spott hervor, sondern diese Art Philologie schien wirklich die weitere Verbreitung der ihr anvertrauten Geistesschätze erschweren und verhindern zu wollen. Ein Beispiel bieten die Briefe an Frau von Stein. Diese waren von A. Schöll orthographisch gesäubert worden, so daß sie schön und lesbar wurden; einige Inconsequenzen verzieh man dem geistvollen Herausgeber gern, da sie nicht von Belang waren; auch die vielen undatirten Zettelchen, meist von geringem Inhalt, hatte er angemessen vertheilt, ohne uns durch weitläufige Untersuchungen, deren die Sache nicht werth war, zu ermüden. Aber das Buch erschien zu einer ungünstigen Zeit (1848—51) und es vergingen dreißig Jahre, ehe eine neue Auflage nöthig wurde. Diese wurde von Wilhelm Fielitz besorgt, der einige Jahre vorher Goethe's Jugendbriefe in geschmackvoller Weise bearbeitet hatte, und so durfte man hoffen, er werde auch diesem Werke durch ansprechende Behandlung einen weiteren Leserkreis schaffen. Und was ergab sich? Das reinste Muster von Goethe-Philologie, mehr geeignet, die Bedürftigen abzuschrecken, als sie anzulocken. Waren diese intimen Zuschriften des Dichters an seine Geliebte etwa historische Urkunden, aus einer Zeit, wo es wenige derselben giebt und auch diese nur schwer lesbar sind? oder waren sie Rechtsdocumente, wo ein mangelnder oder ein hinzugesetzter

Buchstabe, eine veränderte Interpunktion für die Advokaten zu Streithändeln Anlaß geben kann? Müssen gerade Goethe's Schriften dazu sich brauchen lassen, uns die Schreibweise des 18. Jahrhunderts vor Augen zu stellen? Und gesetzt, es wäre darauf Gewicht zu legen, würde es nicht genügen, wenn in der Einleitung dieser Punkt besprochen und die damalige oder auch Goethe's persönliche Gewohnheit angegeben würde, oder in dem seltenen Falle, daß wirklich der Sinn der Rede durch die authentische Orthographie oder Interpunktion sich anders bestimmt, eine Anmerkung unter der Seite den Leser darauf aufmerksam machte? So wie dieser neue Abdruck sich giebt, hat die Schule (im üblen Sinne des Wortes) eine Dornhecke um die Herzensergüsse des Dichters gezogen, auf daß ja kein Unberufener Einlaß finden könne! Mit Blücher's Briefen wurde vor einigen Jahren derselbe Fehler begangen: auch dort hätte die Vorrede über des Helden Orthographie Auskunft geben, ein Brief als Probe in der Urschrift abgedruckt werden sollen; die übrigen hätten uns als Geistes- und Charakterbild dieses neuen Götz von Berlichingen eine Freude bereitet, die durch keine Fratzen gestört worden wäre. So wie sie jetzt sind, lacht man Anfangs über die schnurrige Schreibart des alten Kriegsmannes, fühlt sich aber bald ermüdet, läßt das Uebrige ungelesen und so verfehlt das Buch gegen den kleinem Anfangsgewinn die erhebende und bildende Wirkung, die es sonst auf die Menge hätte üben können. Ein Glück, daß bei der neuen Ausgabe der Briefe an Frau von Stein der Verleger auf Wiederabdruck der Einleitungen drang, denn Adolf Schöll war ein empfänglicher, poetisch und philosophisch angelegter Mann, den ein inneres Seelenband mit dem Dichter verknüpfte, und an Notizen hat er es ja auch nicht fehlen lassen, wenn sie auch nicht sein einziges Augenmerk waren.

Schauen wir uns zum Schlusse noch im Gebiet der eigentlichen ästhetischen Kritik um, so finden wir uns dort von

einer Oede umgeben, die wie der Verfall der Philosophie selbst nicht erfreulich ist. Es ist ja Alles (mit einem aus England herübergeholten Wort) inductiv d. h. empirisch geworden. Goethe steht in der Ferne, gleichsam am Rande des Horizontes, man läßt ihn gelten, ohne — wie vor einem halben Jahrhundert — sich für oder wider ihn zu erhitzen. Zwei Schwaben möchten wir ausnehmen — Strauß und Vischer. Der Erstere, wie allbekannt, ein scharfsinniger und auch ästhetisch und philosophisch gebildeter Geist, wandte sich von Anfang seiner Laufbahn an zu Goethe's Dichtung als zu einer Heil- und Lichtquelle, in der er während eines von unaufhörlichem Streit und Mißklang getrübten Lebens Erhebung und Versöhnung fand, und die er mit manchem treffenden Spruche gefeiert hat. Aber wie auch selbständige Denker sich dem Einfluß ihrer Zeit nicht entziehen können, lehrt die Abhängigkeit, in die Strauß zu Gervinus gerieth. Er würdigte Goethe's Größe im Uebrigen ganz nach den Eindrücken, die er von ihm empfangen, aber das dramatische Talent sprach er dem Dichter ab, mit ausdrücklicher Berufung auf Gervinus, dem diese Einsicht zuerst aufgegangen sei.*) Noch schwankender und eigenthümlicher ist die Stellung, die Fr. Vischer gegen Goethe genommen hat. Vischers Aesthetik, begonnen noch vor dem Jahre 1848, in elf Jahren vollendet, liegt nun seit bald dreißig, ja in einzelnen Theilen seit bald vierzig Jahren dem Publikum vor, aber von

*) Wir hätten hier auch Berthold Auerbach nennen können, der auch in Schwaben, freilich aber als Jude, geboren war. Wie aus seinen Briefen an Jacob Auerbach hervorgeht, war ihm Goethe stets im Geist und Herzen nahe, aber er schreibt doch im Jahre 1866: „Ein politischer Mensch war Goethe nicht, er war der absolute Privatmensch, kein Staatsmensch", und meint, darin habe „sich seine Endlichkeit offenbart". Dieser Ausspruch stammt augenscheinlich von Strauß und Gervinus, mit denen Auerbach befreundet war. Und im Jahre 1868 heißt es von Egmont: „Dem Ganzen fehlte der rechte, dramatische Schritt und die volle Tragik." Auch dies nach

einer zweiten Auflage ist bis jetzt nichts zu hören gewesen. Offenbar war dies für lange abschließende und wohl unsterblich zu nennende Werk, das, wie wir überzeugt sind, in andern Zeiten wieder hervorgeholt werden wird, für die grobe Auffassung gewöhnlicher Leser und die flüchtige Beschäftigung des Journalismus zu schwer, die Grundlage zu speculativ, die Bestimmungen zu fein, die Beobachtung zu wesenhaft, alles darin Vorgetragene von Menschen ohne tiefe und vielseitige Vorbildung und besonders ohne Phantasie und Kunstsinn nicht leicht zu fassen. In einer Aesthetik dürfen wir voraussetzen, besonders in dem Theil derselben, der von der Poesie handelt, wird sicherlich auf Goethe und seine Werke öfter hingewiesen sein. Und in der That finden wir diesen Namen nicht selten genannt, aber mit auffallend wechselnder Gunst und Ungunst, bald bewundernd, bald scheltend, nicht immer mit Gerechtigkeit und Liebe. Goethe steht nicht im Mittelpunkt des streng architektonisch in großen Verhältnissen aufgeführten ästhetisch-kritischen Gebäudes: seine Stelle nimmt Shakespeare ein. Nicht bloß im Drama, sondern überall und bei jedem Anlaß schweben die Gestalten des englischen, nicht des deutschen Dichters dem Verfasser vor und die letzteren schwinden vor der Uebermacht der ersteren. Es ist, als wenn Jemand aus der Schweiz nach Italien käme und an die italienischen Gebirgslinien den Maßstab der Alpen legte! Diese seltsame Verkennung, die schwer zu deuten war — denn

der Irrlehre seiner liberalen Vorbilder, die eine Verherrlichung der niederländischen Revolution mit einem Helden an ihrer Spitze vorgezogen hätten. Wir haben Aehnliches seit etwa 1830 oft genug gehört: wenn sie finden, daß Goethe in politischen Dingen nicht so gedacht hat, wie sie, dann hat er überhaupt keinen politischen Sinn gehabt. Und daß er kein dramatischer Dichter gewesen und somit den höchsten Gipfel nicht erstiegen habe, dieser Theorie setzen wir Schiller's Worte entgegen: „Vielleicht sind Sie gerade nur deßwegen weniger zum Tragödiendichter geeignet, weil Sie so ganz zum Dichter in seiner generellen Bedeutung erschaffen sind."

Vischer war doch kein Hannoveraner, wie A. W. Schlegel, dem selbst ein Engländer vorwarf, er übertreibe die Verehrung Shakespeare's, und auch kein Berliner, wie Tieck, der sich durch dies Uebermaß vom Pöbel unterschied, — erklärt sich jetzt aus der Selbstbiographie des berühmten Aesthetikers. Sie war ein Produkt seiner eigenthümlichen Anlage und der Zeitverhältnisse, in die sein Leben fiel. Auf der Schule waren er und seine Genossen eifrige Deutschthümler und sangen die Lieder von Jahn, Follen, Arndt und Theodor Körner, und ein Nachklang dieser Stimmung begleitete ihn durch sein ganzes späteres Leben: das Nachbarland Frankreich hat ihm nie Theilnahme abgewinnen können; er lebte an Frankreichs Grenze, ist aber nie hinüber gereist; dafür besuchte er gern Schützen-, Turner- und Sängerfeste und begeisterte sich für die sogenannte deutsche Sache; daß die Wehrhaftigkeit, die die Turner und Schützen auf phantastischem Wege suchten, schon längst im preußischen Heere erreicht war, war damals Jedermann, besonders in Süddeutschland, verborgen. Als junger Mann lernte er Shakespeare kennen, und diese neue Welt ergriff ihn so mächtig, wie nur Wilhelm Meister erschüttert wurde, als ihm Jarno Stücke dieses Dichters zu lesen gegeben hatte. Aber Wilhelm Meister war weich und nachgiebig, in der Entwickelung begriffen, jedem Bildungseinfluß offen und so wandte sich sein inneres Leben wieder dem Ideal der Humanität zu: Vischer, trotzig und kräftig, fand in Shakespeare Mark der Existenz und das Rohe, Wilde, Harte, die vom Zeitgeschmack eingegebenen Zierlichkeiten und Ungereimtheiten übersah er gern und entschuldigte sie vor sich und Andern. Dann kam die politische, die Freiheitsströmung über Deutschland; sie forderte Männer, Heldenmuth, Römertugend, nicht griechische Schönheit, nicht Bildung und daher fließende Milde, lieber Haß als Erbarmen — so wenigstens dachte sich dies kindlich unerfahrene, in kleinen Städten und in der Bücherwelt erwachsene Geschlecht von Politikern die an-

zuwendenden Mittel und aufzustellenden Ziele. Sie trugen Alle Pistolen im Sack, die aber glücklicher Weise sich nicht entluden. Als Vischer in die Frankfurter Nationalversammlung gewählt war, schloß er sich der „gemäßigten Linken" an, deren Princip war: „sanfte Vorbereitung der Republik". Nach dem kläglichen Ausgang der Revolution hätte eine andere Stimmung allmählich Raum gewinnen können, aber Goethe's ganze Natur widersprach der des entschlossenen Mannes allzusehr. Goethe war ein mehr weiblicher, keineswegs heroischer Geist, außer wo es galt, sich selbst zu beherrschen: aus dem Titanengefühl seiner Jugend hatte er sich zum Maße erhoben und scheute die Nemesis; That auf That, athemlose Wuth, Schwertergeklirr, Blutvergießen fand sich in keinem seiner Dichtwerke, in allen vielmehr seelenvolle Entfaltung. Nun aber war Vischer keineswegs bloß ein mannhafter Charakter und demokratischer Parteigenosse, sondern auch ein feingebildeter Denker, ein Freund und Kenner schöner Form, empfänglich für den Zauber poetischer Kunst und in eigener Person des Humors in nicht geringem Grade mächtig. Daher der Zwiespalt in seinen Urtheilen über Goethe; der Aesthetiker in ihm kann sich der Bewunderung und des Antheils nicht erwehren und hat manches herrliche Wort über ihn gesprochen, der energische Mann der That, der die historische Handlung über Alles schätzt, auch manches recht übel klingende und Beides oft in einem Athem. Es war, wenn ich richtig deute, nicht der Widerspruch zwischen Kopf und Herz, sondern der Zwiespalt streitender Regungen im Herzen selbst. Zum Beweise dessen setzen wir eine Stelle über Dichtung und Wahrheit her, die die angegebenen Züge besonders deutlich an sich trägt. Der Kritiker hat sich mit Recht über die Behandlung Gwinner's beklagt („der zugesteht, zuerkennt, dann wieder zurücknimmt, dann die Zurücknahme wieder halb zurücknimmt") und äußert sich dann in ähnlicher Weise, indem er mit der einen Hand nimmt, was er mit der andern gegeben hat (Altes

und Neues, Heft 2, 1881; wir unterstreichen die Wendungen und Wörtchen, in denen das Hin und Wieder der unentschlossenen Reflexion sichtbar wird): „Gestehen wir uns nur, daß selbst Goethe's Dichtung und Wahrheit Poesie und Geschichte in einer Weise mischt, die eben doch an einer gewissen Schiefheit leidet. Kein Vernünftiger wird darum die Tiefe und Großheit dieses Werkes verkennen: den genetischen, organischen Geist, der dieses Gemälde des Werdens durchdringt, die stete Zusammenfassung des Individuums mit dem Allgemeinen, den weiten Kreisen der Wissenschaft, Kunst, Dichtung, der häuslichen, geselligen und öffentlichen Zustände, worin dieser einzelne Werdende wurzelt und woraus er die Säfte seines Lebens saugt, seine Entwickelung schöpft, — ein breites, volles, episches Bild, durchleuchtet von Sternen hoher Weisheit und ewiger Wahrheit. Allein in gewissem Sinne doch zu sehr Kunstwerk; eine Selbstbiographie soll strenger, soll sachlicher sein. Nicht als müßte jede Menschlichkeit gebeichtet werden; gerade ein Zuviel der Entblößung ist erst recht ein Thun der Eitelkeit, die sich auf andern Punkten für das grausame Selbstgericht um so süßer entschädigt: das sieht man bei Rousseau. Also ohne Zudecken kann es nicht abgehen, dennoch hat bei Goethe eine zu weiche Künstlerhand die herbe Wahrheit überstrichen — eine Glättung, wofür uns die ruhige Selbstironie, mit der er seinem Werden zusieht, und die schöne Geistesfreiheit, die sich darin offenbart, doch nicht entschädigen kann. Nun aber hat er, um abzurunden, auch hinzugedichtet; dazu liegt die Versuchung begreiflich genug im Compositionsbedürfniß des Poeten. Es ist immer so eine Sache, wenn ein Dichter sein Leben beschreibt; denn wie schwer muß es ihm werden, von seiner Art zu lassen! Diese aber leitet ihn an, ein Kunstwerk zu schaffen. Nun ist nicht zu bestreiten, daß auch der Geschichtschreiber in gewissem Grade ein Künstler sein muß; er muß ausscheiden, erhöhen, gruppiren, um die in

den Erscheinungen verhüllt liegende Einheit an's Licht herauszuarbeiten. Aber der Dichter wird schwer dem Reize widerstehn, mehr zu thun: zu erfinden, hinzuzudichten, zwar ganz dem Charakter gemäß und niemals ohne innere Wahrheit, aber doch bedenklich, denn der Leser sucht bei dem Geschichtschreiber faktische Wahrheit; es bleibt immer etwas Beunruhigendes, wenn man nicht genau sehen kann: was ist wirklich gewesen und geschehen?"

Wir haben uns bei Vischer länger aufgehalten, weil dieser durch Tiefe der Gedanken und Gabe der Anschauung ohne Zweifel alle Zeitgenossen überragte. Auch darin hatte das deutsche Volk Unglück, daß sein höchster Schatz seinen berufensten Hüter und Deuter nicht gefunden, dieser sich vielmehr in eigensinniger Vorliebe in den Dienst eines anderen, fremden dichterischen Genius gestellt hat. Shakespeare's, des Römers, und Goethe's, des Joniers oder Attikers, Größe abzuwägen, ist hier nicht der Ort: so wollen wir nur sagen, daß der Erstere nicht in unserer Sprache geschrieben hat und übersetzt werden muß, folglich nie ganz unser werden kann. Die Hülfskategorie des Germanismus, die man hier anzuwenden pflegt, ist eine viel zu weite und wird von den Engländern selbst, wie auch von Holländern, Dänen und Schweden, bald mit Lächeln, bald mit Entrüstung abgewiesen. Vielleicht sind es auch nur kleine Zufälligkeiten, die sich zwischen Vischer und Goethe gestellt haben, z. B. der Verdacht, Goethe werde in Berlin in Allem, was er geschrieben und gethan, z. B. im zweiten Theil Faust, mit Unverstand vergöttert. Letzteres ist, so weit unsere Beobachtung reicht, nicht der Fall; und dann schrieb Vischer ja nicht für den laufenden Tag, wie das gemeine Zeitungs- und Schreibervolk, sondern auch für die Nachwelt und in dieser können die literarischen und territorialen Gruppen ganz andere geworden sein.

Wir sind am Ende. Goethe's Leben erstreckte sich auf mehr als achtzig Jahre, seit seinem Tode ist mehr als ein

halbes Jahrhundert verflossen, aber keine Zeit ist gewesen, wo er nicht durch Gegner gekränkt, sein Name nicht geschmäht worden wäre. Noch in der neuesten Zeit sind ein Jesuit, Alexander Baumgartner, der in Freiburg im Breisgau drucken läßt, dann der schnurrige Wiener Sebastian Brunner und noch andere Römlinge als solche Widersacher aufgetreten — nachdem der protestantische Pietismus im Kampfe wieder Goethe seine Kräfte erschöpft und, wie es scheint, die Waffen niedergelegt hat, versuchen nun nachträglich die katholischen Glaubenshelden auch ihrerseits sich die gleiche Niederlage zuzuziehen — wie sollten solche nicht deine Feinde sein,

denen das Wesen, wie du bist,
Im Stillen ein ewiger Vorwurf ist?

Vischer hat diese ganze Art armseliger Ordensritter in einem ergötzlichen Gedicht in den lyrischen Gängen 1882 verspottet — es ist erfreulich, ihn völlig auf unserer, nicht auf englischer, sondern auf deutscher Seite zu sehen —: er betrachtet im Hamburger Hafen staunend ein ungeheures Meerschiff und da kommt eine offene, leere, brüchige Cigarrenkiste herabgeschwommen, eröffnet den Kampf mit dem Riesen, stößt und zerschellt jämmerlich an seinen Planken —

Da fiel nun so von ungefähr
Mir Goethe ein und seine Widersacher.

Auch Goethe selbst hatte das Bewußtsein, wie sehr Neid und Beschränktheit und Partei ihn ohne Unterlaß mit Gehässigkeit verfolgten. Daß er sich darüber klar war, lehren eine Menge Aussprüche in seinen Werken und Briefen; wir begnügen uns zwei oder drei solcher Stellen herzusetzen. Varnhagen von Ense hatte ein Buch geschrieben: „Goethe in den wohlwollenden Zeugnissen der Mitlebenden, Berlin 1824" — dazu bemerkt Goethe, er rathe ein Gegenstück zu besorgen! Goethe in den mißwollenden Zeugnissen der Mitlebenden. „Die dabei zu

übernehmende Arbeit würde den Gegnern leicht werden und zur Unterhaltung dienen; auch würde sie einem Verleger, dem Gewinn von allen Seiten guten Geruch bringt, sichern Vortheil gewähren!" „Denn," setzt er hinzu, „wie sollte ich mir leugnen, daß ich vielen Menschen widerwärtig und verhaßt geworden und daß diese mich auf ihre Weise dem Publikum vorzubilden gesucht." Noch kräftiger drückte er sich gegen Eckermann aus (im März 1830): „Es versteckt sich hinter jenem Gerede mehr böser Willen gegen mich, als Sie wissen. Ich finde darin eine neue Form des alten Hasses, mit dem man mich seit Jahren verfolgt und mir im Stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin Vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich Alle sehr gerne los; und da man nun an meinem Talent nicht rühren kann (doch! auch an seinem Genie!), so will man an meinen Charakter. Bald soll ich stolz sein, bald egoistisch, bald voller Neid gegen junge Talente, bald in Sinnenlust versunken, bald ohne Christenthum und nun endlich ohne Liebe zu meinem Vaterlande und meinen lieben Deutschen." In einem Briefe an Schelling von demselben Jahre (bei Plitt, aus Schelling's Leben, 3. S. 48 f.) beklagt er sich über die „Neckereien und Tücken, Unarten, Widerwärtigkeiten und Feindseligkeiten", die gegen ihn ausgehen; selbst aus Baiern verlautet das „Widerwärtigste und zwar, was noch sonderbarer scheint, unter der Firma meines werthen Verlegers (Cotta, Menzel), mit dem ich seit vielen Jahren in freundlichster Verpflichtung stehe. Hat man jemals von mir eine Reklamation deßhalb vernommen, auch nur einen Laut?" Bei diesen rührenden Klagen erinnern wir uns der in einem Briefe Niebuhr's an Savigny vom 1. October 1818 vorkommenden Worte: „Der Deutsche ist von Natur, nachdem er seinen einfachen großen Charakter verloren hat (seit wann, glaubte Niebuhr, daß dies geschehen sei?), afterrednerisch und verunglimpfend und nichts weniger als liebend." Dies Urtheil

paßt auf Alles, was heut zu Tage vorgeht, und eben so auf das Verhältniß der Nation zu Goethe. Indeß, wie dort die wahre Stimme des Volkes in den Wahlen verhallt, so daß Niemand sie hört, so mögen auch hier die Einzelnen, die ihren größten Dichter tief im Herzen tragen, über ihn lieber in Ehrfurcht schweigen, als auf die Straße herabsteigen oder auf die Dächer treten, wo so laut und voll Dünkel geredet wird. In der Philosophie steht es nicht anders: „Die gründlichere, tiefere Theilnahme ist einsamer mit sich und stiller nach außen; die Eitelkeit und Oberflächlichkeit ist schnell fertig und treibt sich zum baldigen Dreinsprechen" (Hegel in der dritten Vorrede zu seiner Encyclopädie vom 19. September 1830).*)

*) Als im Mai 1885 Victor Hugo, 83 Jahre alt, die Augen im Tode schloß, war des Schmerzes und der Begeisterung kein Ende. Feierliche Bestattung auf Staatskosten, die geforderten Summen von der Kammer ohne Widerspruch bewilligt, keine Partei, von der äußersten Rechten bis zu den Anarchisten auf der Linken, schließt sich aus, Alles huldigt und ergeht sich in überschwänglichen Hyperbeln. Und wenn wir in demselben Jahr in Deutschland Goethe's Tod erlebt hätten und die Regierung erbäte sich von dem Reichstag einen Beitrag zum Leichenbegängniß oder zu einem Denkmal — was geschähe? Eugen Richter würde von den Lasten des armen Volkes sprechen, Andere aus seinem Gefolge würden fragen, was der Verstorbene wohl für die Freiheit gethan, Windthorst würde unter stillschweigender Zustimmung der rechten Seite hinzufügen, Goethe sei ein Heide gewesen und habe niemals für sein und seines Volkes ewiges Heil gesorgt, in den Zeitungen aber hätten die Juden elende, aus irgend einem Conversationslexicon geschöpfte Artikel gebracht, die am nächsten Tage schon wieder vergessen worden wären. So, denk ich, stünde es bei Goethe's Tode im Mai des Jahres 1885 in Deutschland.